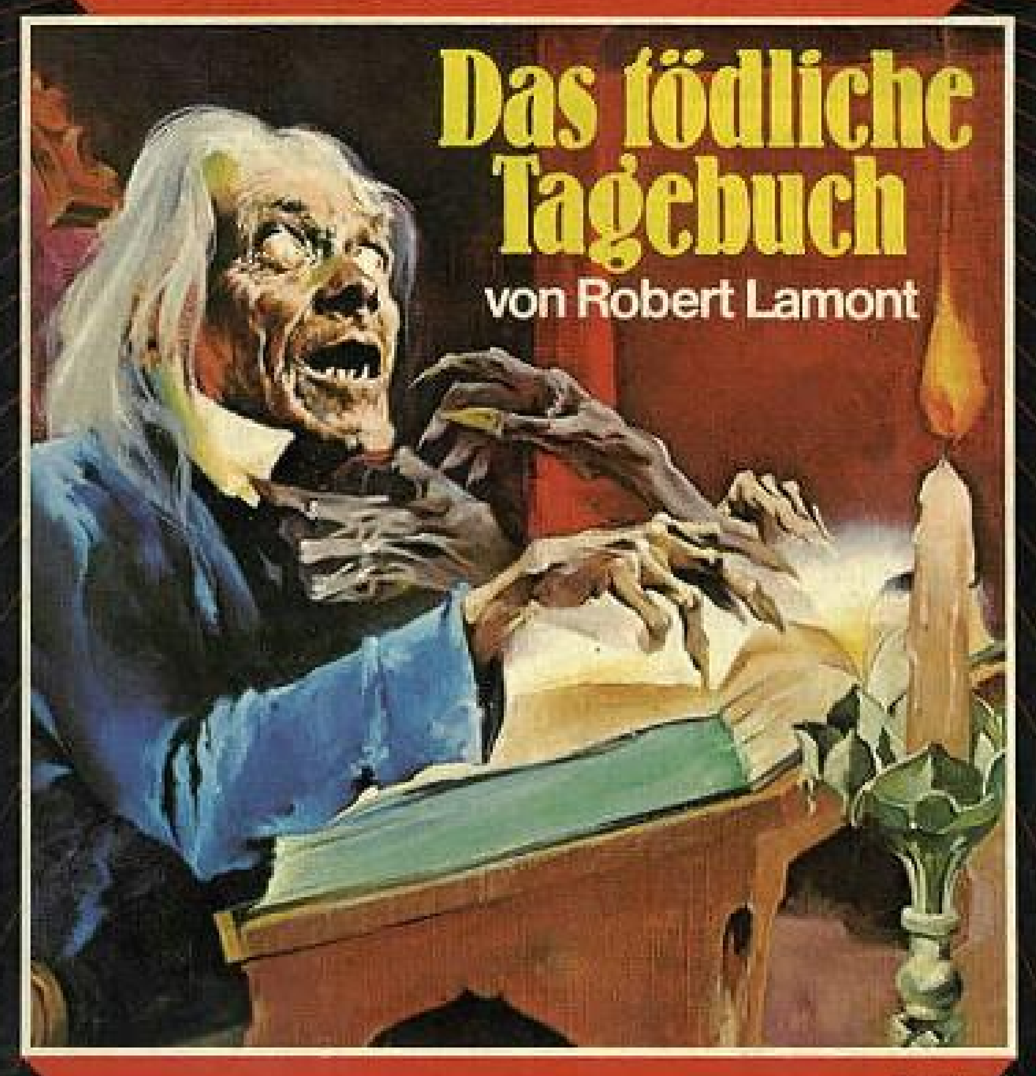
1.20 DM/Band 75

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Fr 1.50



Das tödliche Tagebuch

Professor Zamorra Nr. 75

von A.F. Morland

erschienen am 03.05.1977

Das tödliche Tagebuch

Urplötzlich prallte Ethel Ambros, die Straßendirne, zurück! Ein Mann war aus dem Schatten einer Einfahrt getreten. Sie hatte ihn nicht kommen gehört, und sein unangenehmer Blick ging ihr durch und durch. Aber Ethel sehnte sich in dieser kalten Winternacht nach Wärme und nach dem Geld des Kerls. Deshalb machte sie ihm ihr Angebot.

Seine Hände steckten in den Manteltaschen.

Jetzt zog er sie heraus.

Im nächsten Augenblick weiteten sich die Augen des Mädchens vor Entsetzen. Der Teufel konnte keine gräßlicheren Klauen haben. Sie waren über und über mit pechschwarzem Haar bedeckt, und an den Fingern schimmerte das Horn von langen, nadelspitzen Krallen…

Tagebucheintragung vom 1. Dezember.

Ein prachtvoller Tag. Ich fühlte mich schon beim Aufstehen glücklich. Etwas berauschte mich. Ich wußte nicht, was es war. Ich fühlte nur, wie unendlich gut es mir tat. Ich dachte an Weihnachten und an die vielen Geschenke, die ich zu besorgen hatte.

Zu Mittag stellte ich fest, daß ich leichtes Fieber hatte.

Und jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, fühle ich mich nicht recht wohl in meiner Haut. Ich habe Gliederschmerzen. Meine Augen brennen. Ich denke, es ist die Grippe.

Aber aus welchem Grund bin ich so mißgelaunt und traurig gestimmt?

Woher kommt dieser Einfluß, der aus einem angenehmen Glücksgefühl Niedergeschlagenheit und Trostlosigkeit macht?

Ich weiß es nicht und will es auch nicht wissen. Ich möchte zu Bett gehen und schlafen, denn im Schlaf liegt Vergessen, und ich will diesen Tag, der so herrlich begonnen hat und so unangenehm endet, vergessen.

***

An den Fenstern glitzerten Eisblumen. Professor Zamorra brannte sich eine Zigarette an und schaute in die tiefe Straßenschlucht hinunter. Das war New York. Hier pulsierte das Leben. Es hatte für den Parapsychologen etwas Beängstigendes an sich. Er mochte diesen Schmelztiegel der Nationen nicht besonders. Paris zum Beispiel war ihm wesentlich lieber. Aber sein Freund, der Historiker Bill Fleming, wohnte nun mal in dieser Stadt, und so war Zamorra häufiger hier als in irgendeiner anderen Metropole.

Nicole Duval trat in den Livingroom. »He, Chef. Sieh mal her«, sagte sie.

Der Professor für Parapsychologie wandte sich um. Nicole führte ihm nach Art der Pariser Mannequins ihr neues Kleid vor, das sie in der Fifth-Avenue gekauft hatte. Sie sah darin hinreißend aus. Ihre vollen Hüften kamen wunderbar zu Geltung. Der Busen wölbte das schräg gestreifte Oberteil. Die hübsche Französin machte eine gekonnte Wendung und zeigte dem Professor auch, wie das neue Kleid an der Rückfront saß.

»Ist es das richtige Kleid für diesen Abend?« fragte ihn seine Sekretärin.

»Aber natürlich«, erwiderte der Parapsychologe.

Er war nach New York gekommen, um hier gleich zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Zum ersten: um Bill Fleming zu besuchen. Zum zweiten: um ein breit gefächertes Vortragsprogramm über Parapsychologie an verschiedenen Hochschulen zu absolvieren. Bill hatte das für ihn arrangiert. Natürlich nicht ohne Hintergedanken. In erster Linie war es ihm darum gegangen, Zamorra mal wieder nach New York zu holen, damit die alte Freundschaft keine Gelegenheit

hatte, Rost anzusetzen.
Zamorra war gern gekommen.
Sie wohnten zur Zeit zu dritt in Flemings großem Apartment. Das Vortragssoll war von Professor Zamorra gestern abgeschlossen worden. Heute abend wollten die Freunde den Erfolg dieser Vortragsreihe in kleinstem Rahmen begießen.
Und danach wollte der Parapsychologe noch eine Woche sorglosen Müßigganges anhängen, ehe er mit seiner bildhübschen Assistentin auf Château Montagne zurückkehrte.
Sie freuten sich alle drei auf diese eine Woche unbeschwerten Urlaubs. Doch wie so oft, sollte es auch diesmal nichts damit werden. Das Schicksal hatte andere Pläne mit Professor Zamorra.
Doch davon hatte er in diesem Augenblick noch keine Ahnung…

***

Tagebucheintragung vom 2. Dezember.
Ich bin krank. Soviel ist sicher. Wieso verschwende ich so viel Zeit, um an das Mysterium des Unsichtbaren zu denken? Vorgestern noch war ich so voll Vitalität und kerngesund. Heute habe ich Fieber. Aber es ist nicht das gleiche Fieber, das ich sonst immer habe. Mit Grippe hat das ganz bestimmt nichts zu tun. Was aber ist es dann? Ich horche in mich hinein, suche den Krankheitsherd, kann jedoch keinen entdecken.
Was ist bloß los mit mir?
Es ist ein qualvolles, zehrendes Fieber. Manchmal habe ich den Eindruck, gemütskrank geworden zu sein. Ich sehe düstere Schatten auf mich zukommen. Zum erstenmal in meinem Leben denke ich voll Furcht an die Zukunft.
Was steht mir bevor?
Ein Unglück? Ist es diese unterschwellige Ahnung, die mir auf eine eigenartige Weise Angst macht?
Ich weiß es nicht. Ich habe keine Erklärung für meinen Zustand, der mich beunruhigt.
Vielleicht wäre es gut, den Arzt aufzusuchen. Ich werde es morgen tun, wenn ich mich nicht wohler fühle. So darf es nicht mit mir weitergehen. Diese unbekannte Krankheit darf nicht mehr weiter in meinem Blut und in meinem Fleisch keimen. Ich muß gesund werden, und zwar so *rasch wie möglich.*
Weihnachten steht vor der Tür.

***

Der Schock lähmte Ethel Ambros. Solche grauenvollen Pranken sah sie zum erstenmal. Todesangst bemächtigte sich des Mädchens. Dieser Mann mit den entsetzlichen Teufelskrallen war nicht auf der Suche nach Liebe. Ganz im Gegenteil. Er war unterwegs, um einem Mädchen wie Ethel den Tod zu bringen. Seine Augen sprühten vor Haß und

Blutgier. Ethel wollte um Hilfe schreien, aber ihre Kehle war wie mit einem dicken Strick zugeschnürt. Allein das Bemühen um diesen Schrei schmerzte sie höllisch im Hals.

Der unheimliche Mann holte mit seinen gräßlichen Krallen zum tödlichen Schlag aus.

Da löste sich die Lähmung aus Ethels Körper. Sie schlug atemlos mit ihrer Handtasche nach dem Gesicht des Mannes. Dann warf sie sich blitzschnell herum und suchte ihr Heil in einer panikartigen Flucht. Die scharfen Krallen des Killers sausten ihr nach und schlitzten die dicke Lammfelljacke von oben bis unten wie Rasierklingen auf, ohne jedoch Ethels Haut zu verletzen.

Mit weiten Sätzen rannte das Mädchen um sein Leben.

Der Unhold blieb ihr dicht auf den Fersen. Leichenblaß war Ethels Gesicht. Es war nun nicht mehr hübsch, sondern von einer gräßlichen Angst verzerrt.

Sie hörte die stampfenden Schritte des mordlüsternen Teufels hinter sich und wußte, daß sie verloren war, wenn er sie einholte. Zwei Mülltonnen. Randvoll mit Abfall. Ethel riß sie hinter sich um. Der Mann übersprang die eine mit einem federnden Satz, doch die zweite brachte ihn zu Fall. Er kugelte über den Boden. Ethels Vorsprung vergrößerte sich um einige wertvolle Yards.

Sie überkletterte eine hölzerne Plakatwand. Der Boden unter ihren Füßen war nun weich. Erde war es, nicht mehr Asphalt. Ethel Ambros befand sich auf dem finsteren Gelände einer Gärtnerei. Zahlreiche Glashäuser schimmerten im trüben Licht des Halbmondes.

Das Mädchen hörte das Kratzen der Schuhe ihres Verfolgers.

Wie konnte ein Mensch nur so entsetzliche Klauen haben?

Ethel verschwand in der Dunkelheit zwischen den Glashäusern. Sie strengte ihre Augen an, um etwaige Hindernisse rechtzeitig zu entdecken, denn sie durfte sich auf keinen Fall durch ein Geräusch verraten.

Eine Glastür. Sie stand halb offen. Ethel drückte sie so weit auf, um in das Glashaus hineinhuschen zu können. Es war dunstig hier drinnen. Die Luft war so feucht, daß sie sich dick in Ethels brennenden Hals legte. Auf langen Tischen standen Hunderte von Blumentöpfen.

Ethel warf sich zitternd auf den Boden und kämpfte gegen die Tränen an, die ihr die Angst in die Augen getrieben hatte. Nur nicht weinen, nicht schluchzen. Er könnte dich hören, dachte sie verzweifelt. Und wenn er dich erst einmal gefunden hat, ist es aus und vorbei mit dir.

Hier kann dir keiner mehr helfen.

Hier kann er dich mit seinen entsetzlichen Krallen zerfleischen, ohne daß jemand davon Kenntnis hat. Nicht einmal ein Hilfeschrei könnte dich vor dem sicheren Ende bewahren.

Ethels Herz schlug wie verrückt gegen ihre Rippen. Ihre Nerven vibrierten. Sie zitterte am ganzen Leib. Noch nie in ihrem jungen Leben hatte sie solch eine Angst ausgestanden. Sie hielt mühsam den Atem an und lauschte.

Da! Schritte.

Das Scheusal in Menschengestalt kam. Ethel Ambros war wie von Sinnen. Lieber Gott und alle Heiligen! schrie sie im Geist. Beschützt mich! Erspart mir ein solches Ende! Ich habe Angst vor dem Tod. So entsetzliche Angst.

Ethels Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen, als sie den Schatten des Mörders an der Wand des Glashauses entlangstreichen sah. Jetzt blieb er stehen. Ethel schlug ihre beiden Hände auf den Mund, um ihre grauenvolle Furcht nicht doch laut herauszubrüllen.

Der Unhold wandte sich um.

Ethel drückte für einen Moment die Augen zu. O Gott. Der Teufel war nach New York gekommen.

Der Killer hob seine schrecklichen Pfoten. Das waren tödliche Waffen. Mit einem einzigen Hieb konnte der Unheimliche damit ein junges Leben vernichten.

Gütiger Gott! dachte Ethel verzweifelt. Laß ihn weitergehen! Er soll weitergehen. Er darf hier nicht stehenbleiben. Ich kann seinen Anblick nicht mehr ertragen. Die Angst bringt mich um, wenn er nicht weggeht.

Der Mörder zuckte herum, als hätte er in diesem Augenblick etwas gehört, das ihm verriet, wo sich sein Opfer verborgen hatte. Ethel versuchte, unter den Tisch zu kriechen. Dabei stieß sie gegen einige leere Blumentöpfe, die sie übersehen hatte. Es gab ein klapperndes Geräusch, das der Unhold nicht überhören konnte.

Er duckte sich sofort zum Sprung.

Und dann kam er mit einem wilden Satz durch die Glaswand. Sein kräftiger Körper brach mit kolossaler Wucht durch die Scheibe. Ein klirrender Glasregen prasselte auf das Mädchen herab.

Ethel stieß einen krächzenden Schrei aus, schnellte hoch und hetzte verstört auf die Glashaustür zu. Der Killer versuchte sie zu stoppen. Er schleuderte ihr einige Blumentöpfe nach. Zwei verfehlten sie nur knapp. Der dritte traf sie zwischen den Schulterblättern.

»Ahhh!« schrie sie. Ihr Rücken bog sich durch. Ihr Gesicht war vom bohrenden Schmerz verzerrt.

Der Mann stieß ein teuflisches Lachen aus.

Ethel nahm ihren ganzen Lebenswillen zusammen und hastete weiter. Endlos weit erschien ihr das Areal der Gärtnerei mit einemmal. Sie dachte, von hier nicht mehr lebend wegzukommen, und diese uferlose Angst peitschte sie weiter, immer weiter - und verlieh ihr für kurze Zeit fast übermenschliche Kräfte.

Ethel erreichte das Ende des Geländes.
Wieselflink überkletterte sie den rostigen Maschendrahtzaun, der das Areal an dieser Seite einfriedete. Sie keuchte über eine Fahrbahn, lief drei Straßen weit, ohne sich umzusehen und warf sich dann - fast schon am Ende ihrer Kräfte - in eine pechschwarze Sackgasse hinein. Sie konnte nicht mehr weiterlaufen. Sie war ausgebrannt, konnte sich kaum noch auf den schlotternden Beinen halten.
Nun mußte sich der Himmel um sie kümmern. Sie selbst war dazu nicht mehr in der Lage. Mit rasenden Herzschlägen und völlig außer Atem preßte sie sich gegen die rauhe, kalte Wand. Schweiß rann in breiten Bächen über ihr Gesicht. Die Tränen, die aus ihren weit aufgerissenen Augen quollen, vermengten sich mit ihm.
Stoßweise flogen Atemfahnen aus ihrem offenen Mund. Die Seiten stachen schrecklich. Sie hatte Kopfschmerzen. Und die quälenden Todesängste machten sie halb verrückt.
Noch war sie ihn nicht los.
Ihr Verfolger erschien in diesem Moment in der Kluft, die die beiden Gebäudefronten bildeten. Er wandte sein Gesicht der finsteren Sackgasse zu und schien zu wittern, daß sich sein Opfer hier verborgen hatte.
Ethel schüttelte entsetzt den Kopf, als er entschlossen in die Dunkelheit trat.
»Nein!« stammelte sie verstört. »O Gott, nein!«
Er kam zielsicher auf sie zu.
Sein Lachen klang dämonisch. »Die kräfteraubende Flucht hättest du dir sparen können!« sagte er mit rauher Kehle. »Du hättest wissen müssen, daß du mir nicht entkommen kannst.«
Um Ethel herum fing sich alles zu drehen an. Sie hörte ein Mädchen schrill schreien, ohne zu wissen, daß sie diesen Schrei ausgestoßen hatte. Der Unhold flog mit einem tiefen Knurren auf sie zu, und seine mörderischen Pranken rissen mitleidlos das Leben aus ihrem jungen Körper.

***

Tagebucheintragung vom 3. Dezember.
Gewiß bin ich nicht der einzige Mensch, der an Schlaflosigkeit leidet. Viele haben sich daran gewöhnt. Vielleicht muß ich mich ebenfalls damit abfinden. Aber noch bin ich darüber verzweifelt.
Ich war beim Arzt. Er untersuchte mich auf meine Bitte hin sehr gründlich und stellte fest, daß mein Puls viel zu rasch in meinen Handgelenken tickte, daß meine Augen extrem erweitert wären und daß vor allem meine Nerven hochgradig gereizt sind. Trotzdem meinte er, dies wären keine besorgniserregenden Symtome.
»Damit können Sie hundert Jahre alt werden«, sagte er scherzhaft.

»Und das Fieber?« fragte ich ihn.
»Nervösen Ursprungs.«
»Was soll ich dagegen tun?«
»Ich verschreibe Ihnen Tabletten. Sie nehmen davon täglich drei Stück nach den Mahlzeiten. Das wird Sie bald wieder in Ordnung bringen.«
Nach den Mahlzeiten, hatte er gesagt. Aber ich habe keinen Appetit. Ich bringe keinen Bissen hinunter. Mich ekelt vor dem Essen.
Was ist nur los mit mir?

***

»Ich möchte mal eine Nacht erleben, in der nichts passiert«, seufzte Captain Ted Vicker. Er saß im Dienstwagen neben Sergeant Morton Bunckers, der den Chevrolet steuerte. Bunckers war ein dicker, ewig schwitzender Kerl mit schwarzem Kraushaar, das schrecklich ölig glänzte. Er hatte ein gutmütiges Wesen, und es war nicht einfach, ihn mit irgend etwas aus der Ruhe zu bringen.
Dafür brauste der Captain um so öfter auf. Oft wegen Nichtigkeiten, die Bunckers überhaupt nicht beachtete.
Ted Vicker war vierzig, hatte ein scharfgeschnittenes Profil und stechende Augen, denen kaum mal etwas entging, deshalb nannten ihn seine Männer ab und zu »Falkenauge«. Es war nicht immer leicht, mit ihm zusammenzuarbeiten, und trotzdem wären seine Männer für ihn jederzeit durchs Feuer gegangen, denn sie wußten, daß er dasselbe auch für sie tun würde.
Die jammernde Polizeisirene tötete Vicker den Nerv. Er hätte sie gern abgestellt, aber das ging nicht. Sie waren im Einsatz, und sie wären nicht schnell genug weitergekommen, wenn sie auf das Geheule verzichtet hätten.
Sergeant Bunckers lenkte den Chevy vom Northern-Boulevard in die Junction-Avenue.
Zwei Blocks weiter entdeckten die beiden Polizisten die zuckenden Rotlichter der Patrolcars. Jetzt stellte der Captain das Gejammer ab. Aufatmend lehnte er sich zurück. Ein Haufen Neugieriger erschwerte die Durchfahrt.
Vicker kurbelte das Fenster nach unten und schrie: »Geht nach Hause Leute. Hier gibt es nichts zu sehen! Machen Sie, daß Sie weiterkommen! Behindern Sie uns nicht bei der Arbeit!«
Kaum einer reagierte darauf.
Vicker nickte mit grimmiger Miene. »Alles Idioten. Sind ganz geil darauf, mal ein bißchen Blut zu sehen. Das macht so schön kribbelig und gibt 'ne prima Gänsehaut. Verdammt!«
Morton Bunckers tippte leicht auf die Bremse. Der Dienstwagen rollte aus. Ted Vicker sprang aus dem Fahrzeug und bahnte sich mit rücksichtslosen Stößen seinen Weg durch die schaulustige Menge.

»Hallo Captain«, sagte ein uniformierter Cop.
Vicker nickte mit ernster Miene. »Officer.«
Standscheinwerfer machten die Sackgasse taghell.
»Wo ist die Leiche?« fragte Ted Vicker.
»Dort hinten«, sagte der Cop. »Sieht verdammt nicht schön aus.«
»Hören Sie zu, Sie sind mir dafür verantwortlich, daß diese Gaffer da wegkommen, haben Sie verstanden? Ich kann keine Zuschauer gebrauchen. Schicken Sie diese sensationslüsternen Hyänen nach Hause. Es ist mir gleich, wie Sie das fertigbringen. Ich will hier in zehn Minuten kein Gesicht mehr sehen, das am Tatort nichts zu suchen hat, ist das klar?«
»Natürlich, Sir.«
»Dann machen Sie sich daran, das Wunder zu vollbringen.«
Der Cop nickte und marschierte los.
Sergeant Bunckers tauchte neben dem Captain auf. Etwa zwanzig Polizisten arbeiteten in der schmalen Sackgasse. Nur die Hälfte davon trug Uniform.
»Hast du mal eine Zigarette für mich?« fragte Vicker seinen Assistenten. Er fragte das immer in solchen Situationen, denn eigentlich war er Nichtraucher. Nur wenn er ahnte, daß ihm irgend etwas gleich den Magen umdrehen würde, erbat er sich von seinem Sergeant zuvor eine Zigarette, um der aufkeimenden Übelkeit rechtzeitig den Wind aus den Segeln zu nehmen.
Bunckers klopfte zwei Stäbchen aus der Packung. Er gab zuerst dem Captain Feuer, dann brannte er sein Stäbchen an. Sie gingen dorthin, wo die Leiche lag.
Der Polizeiarzt untersuchte sie gerade. Als er damit fertig war, erhob er sich. Er reichte dem großen Captain bis ans Kinn, trug eine randlose Brille und hatte auffallend melancholische Augen.
»Na, Doc?« sagte Vicker.
»Abscheulich«, sagte der Polizeiarzt und schüttelte angewidert den Kopf. »Sie war nicht älter als zwanzig. Ein blutjunges Mädchen. Vielleicht war sie mal hübsch. Jetzt kann man das nicht mehr feststellen.«
»Was für ein Mädchen war sie?« fragte der Captain.
»Eine von diesen… Na, Sie wissen schon. Ein leichtes Mädchen war sie«, sagte der Arzt.
Vicker warf einen kurzen Blick auf die Tote. Der Doc übertrieb nicht. Schnell nahm der Captain einen tiefen Zug von der Zigarette. Er wandte sich um, um die Leiche nicht mehr zu sehen.
»Womit kann man solche Verletzungen verursachen?« fragte der Captain mit brüchiger Stimme.
»Der Killer hat fürchterlich gewütet«, sagte der Arzt.
»Das habe ich gesehen. Ich will wissen, womit? Mit einem Messer?«

Der Doktor schüttelte den Kopf. »Nein, Ted. Mit einem Messer schafft man so etwas nicht.«

»Wie ist es dann passiert?«

»Ich habe mal einen Mann gesehen, den ein Tiger angefallen hatte«, sagte der Polizeiarzt gepreßt. »Der hat genauso ausgesehen wie dieses Mädchen.«

»Wann kriege ich den Obduktionsbefund?«

»Morgen, im Laufe des Vormittags.«

»Okay«, sagte Vickers, und der Arzt faßte sich grüßend an die Hutkrempe, ehe er ging.

Verdrossen schleuderte der Captain die Zigarette auf den Boden und trat mit dem Absatz darauf. »Verflucht, Morton, mir ist, als hätte mir jemand ein Würgeeisen um den Hals gelegt und würde jetzt sadistisch langsam an der Schraube drehen.«

»Ein ähnliches Gefühl ruft der Anblick dieser Toten auch bei mir hervor, Ted«, sagte der Sergeant heiser.

»Das ist nun schon das dritte Mädchen, das uns irgendein wahnsinniger Killer auf diese Weise serviert. Ich kriege graue Haare, wenn ich daran denke, daß in unserer Stadt so etwas wie eine Neuauflage vom englischen Jack the Ripper aufgetaucht sein könnte.«

Das dritte Mädchen! Es stand außer Frage, daß es sich in allen drei Fällen um denselben Mörder gehandelt hatte. Die Art, wie er die Mädchenkörper verwüstete, war signifikant.

Ted Vicker winkte einen Beamten zu sich. »Irgendwelche Zeugen?« fragte er.

»Ja, Captain.«

Vicker hob erstaunt eine Braue. »Augenzeugen?«

»Ohrenzeugen. Sie haben das Mädchen schreien gehört.«

»Nehmen Sie die Personalien dieser Zeugen auf. Ich werde mich morgen um sie kümmern. Was haben Sie über das Mädchen herausgekriegt?«

»Ihr Name war Ethel Ambros. Hat in der 76. Straße gewohnt.«

»Irgendwelche Angehörige?«

»Wir fanden in ihrer Handtasche einen Zettel mit dem Namen Philip Ambros.«

»Der Vater?«

»Oder der Bruder«, sagte der Kriminalbeamte.

»Sie war ein Straßenmädchen. Für wen hat sie das Geld rangeschafft?« wollte der Captain wissen.

»Das konnten wir noch nicht feststellen.«

Ted Vicker stieß seinen Zeigefinger gegen die Brust des Mannes, mit dem er sprach. »Morgen möchte ich es wissen, klar?«

Der Mann nickte. »Sie kriegen meinen Bericht.«

»Hoffentlich steht auch was Vernünftiges drin.«

»Ich werde mir die größte Mühe geben, Captain.«
»Das erwarte ich von Ihnen«, sagte Ted Vicker und entließ den Beamten mit einer knappen Handbewegung.
Sergeant Bunckers holte tief Luft und sagte dann kopfschüttelnd: »Mann, Ted, mit was für einer Bestie haben wir es da zu tun?«

***

Es war ein Abend ganz nach Zamorras Geschmack gewesen. Sie hatten gut gespeist, getrunken und sich hervorragend unterhalten. Lange nach Mitternacht waren sie erst nach Hause gekommen, und sie hatten weit in den Vormittag hinein geschlafen. Bill Fleming war eine halbe Stunde früher als die andern aus den Federn gekrochen. Er hatte die Morgenzeitungen besorgt und frische Brötchen eingekauft.
Jetzt stand Nicole Duval trällernd unter der Dusche, während sich Zamorra im Gästezimmer den Schlips band.
Fünfzehn Minuten später saßen sie alle am reich gedeckten Frühstückstisch. Es fehlte nichts. Die Drei-Minuten-Eier waren ebenso vorhanden wie Butter, Toast, Schinken…
Nicole bestrich ihren Toast mit Erdbeerjam, während Bill, der nur Tee getrunken hatte, um »Gewicht zu machen«, die Zeitungen durchblätterte.
Der Artikel eines bekannten Journalisten namens Gordon Sands stach ihm ins Auge.

WAHNSINNIGER MÄDCHENKILLER HOLT SICH DAS DRITTE OPFER

Erst vor wenigen Tagen hat uns alle der grauenvolle Mord an Nadia Vega schwer geschockt. Kurz darauf schlug die Bestie erneut zu. Cora Perez wurde von diesem Wahnsinnigen bis zur Unkenntlichkeit zerfleischt. Die Polizei stand vor einem Rätsel. Man versuchte, die Presse hinters Licht zur führen, gab keine Kommentare zu den Verbrechen ab, hüllte sich in schamhaftes Schweigen. Nun klagt das 3. Opfer, Ethel Ambros, alle jene an, die nicht fähig sind, diesem grausamen Killer das Handwerk zu legen. Wir Steuerzahler haben ein Recht darauf, von unserer Polizei beschützt zu werden. Es geht nicht an, daß ein Irrer durch unsere Stadt rennt und ein junges Mädchen nach dem anderen wie ein Tier zerfetzt. Wir erwarten, daß endlich etwas zu unserem Schutz unternommen wird. Wenn Captain Ted Vicker und seine Abteilung sich außerstande sehen, diese schrecklichen Mordfälle aufzuklären, dann wäre es nach unserer Meinung vernünftig, die Sache in die Hände eines Mannes zu legen, der Besseres zu leisten imstande ist als Captain Ted Vicker und sein Team, das nun schon zum drittenmal kläglich versagt…
Gordon Sands ritt noch zahlreiche andere scharfe Attacken gegen Ted Vicker. Er nahm sich kein Blatt vor den Mund und verkündete alles

das, was allgemein als »die öffentliche Meinung« zu gelten hatte. Bill Fleming vertiefte sich in die Details des Berichts. Die Artikel über die beiden anderen Mädchenmorde waren ihm noch gut im Gedächtnis. Auch diesmal fühlte er ein deutliches Unbehagen in sich aufsteigen, als er von dem neuerlichen bestialischen Mädchenmord las. Erschüttert schüttelte er den Kopf. »Was hast du?« fragte Zamorra erstaunt. »Du bist ja auf einmal ganz blaß um die Nase.«

Bill erzählte, wovon er soeben gelesen hatte. Er seufzte. »Der arme Captain Vicker. Wenn es ihm nicht bald gelingt, diesen tierischen Killer zur Strecke zu bringen, zerreißen ihn die Journalisten in der Luft.«

»Wir sind alle dazu verdammt, Erfolg zu haben«, sagte Professor Zamorra philosophierend.

»Ich habe Mitleid mit Ted«, erwiderte Bill.

»Ted?« fragte Nicole Duval erstaunt.

»Ich bin mit dem Captain befreundet«, erklärte Fleming. »Wir haben beide denselben Zahnarzt, kamen im Wartezimmer ins Gespräch und trafen einander von da an öfter mal. Er ist ein netter Bursche. Ich mag ihn. Und es stört mich, daß dieser Gordon Sands ihn so eiskalt attackiert.«

»Wer im öffentlichen Dienst steht, muß sich solche Angriffe gefallen lassen«, sagte Zamorra.

Nicole Duval trank noch einen Schluck Kaffee und trocknete dann ihre Lippen mit der lindengrünen Stoffserviette ab. Bill Fleming griff nach der nächsten Zeitung. Auch hier wurde das Thema Mädchenmord behandelt. Bill las aufmerksam. Plötzlich ging ein Ruck durch seinen kräftigen Körper.

Er kniff erregt die Augen zusammen.

Natürlich. Wieso hatte er nicht selbst schon daran gedacht? Der Journalist stellte die Behauptung auf, es könne sich bei dem Mädchenmörder um keinen Menschen handeln. Es müsse ein Monster sein. Vielleicht ein Werwolf. Der Artikelschreiber behauptete dies allen Ernstes. Und Bill Fleming fiel es nicht ein, diese Theorie mit einer unwilligen Handbewegung abzutun.

Ein Monster.

Bill hatte mit Zamorra schon viele schreckliche Abenteuer bestanden. Er hatte viele Tote gesehen, die von Monstern zurückgelassen worden waren, sie hatten alle grauenerregend ausgesehen. Verwüstete Körper. Genauso entstellt und zerfleischt wie die Körper dieser drei jungen Mädchen, die in den letzten Tagen ihr Leben lassen mußten.

Nein, es war nicht abwegig, anzunehmen, daß diese Morde von einem schrecklichen Monster begangen worden waren.

»Er wird es nicht schaffen«, sagte Fleming gedankenverloren. »Nicht wenn es so ist…«

»Wer wird was nicht schaffen?« fragte Professor Zamorra den Freund.
»Ted Vicker. Er kann es nicht schaffen«, behauptete Bill.
»Die Morde aufzuklären?« fragte Nicole Duval.
»Genau.«
»Wieso hast du so wenig Vertrauen zu deinem Freund?« erkundigte sich Professor Zamorra.
»Ted hat schon eine erkleckliche Anzahl von Räubern und Mördern zur Strecke gebracht«, sagte Bill nachdenklich. »Er hatte kaum mal ernstzunehmende Schwierigkeiten. Ein Fall, der sich in seinen Händen befand, war bereits so gut wie gelöst. Seine Aufklärungsquote lag bei hundert Prozent. Könnt ihr mir erklären, wie es kommt, daß ein solcher Mann plötzlich überhaupt keinen Erfolg mehr aufzuweisen hat?«
»Seine Erfolge hängen immer vom jeweiligen Gegenspieler ab«, sagte Zamorra.
»Das ist richtig«, nickte Fleming. »Und wäre sein Gegenspieler auch diesmal ein ganz gewöhnlicher Mensch, dann wäre Ted Vicker gewiß nicht diese Erfolglosigkeit beschieden.«
Zamorra konnte sehr gut zwischen den Silben hören. Er hob den Kopf und fragte: »Was willst du damit sagen?«
»Ja«, sagte Nicole und nickte. »Heißt das, du nimmst an, dieser Mädchenmörder wäre kein gewöhnlicher Mensch?«
»Jedenfalls würde das Vickers Erfolglosigkeit erklären«, meinte Bill.
»Ist das auf deinem Mist gewachsen?« erkundigte sich Zamorra mit einem kleinen Lächeln.
»Es ist auch die Meinung dieses Journalisten!« sagte Bill mit zusammengezogenen Brauen. Er klopfte mit der Handfläche mehrmals auf die offene Zeitung. »Überlegt doch mal. Diese Mädchen wurden alle grauenvoll zugerichtet. Die Polizei weiß nicht mal, mit welcher Mordwaffe das geschehen ist. Als Cora Perez gefunden wurde, hat ein Reporter erwähnt, sie müsse von Raubtierkrallen zerfetzt worden sein…«
»Wen hältst du für den Mörder?« fragte Zamorra den Freund direkt.
Bill hob die Achseln. »Ich sage dir, es geht hier nicht mit rechten Dingen zu. Du kennst mich, Zamorra. An und für sich bin ich immer derjenige, der von dämonischen Kräften und all diesem Zeug nichts hören will. Ich versuche stets, solche Ereignisse zuerst mit nüchternen Erklärungen abzutun, doch diesmal fühle ich, daß ein solches Vorgehen falsch wäre.« Wieder schlug Bill Fleming mehrmals auf die Zeitung. »Hier steht, der Mörder könne unmöglich ein Mensch sein. Es müsse sich um ein furchtbares Monster handeln. Ein Dämon könnte seine Spuren so geschickt verwischen, daß ihm Ted Vicker in hundert Jahren nicht auf die Schliche kommt, habe ich recht?«
Zamorra nickte bedächtig. »Ein Dämon kann den gesamten

Polizeiapparat an der Nase herumführen.«

»Siehst du«, ereiferte sich Bill Fleming weiter, »und ich möchte Ted Vicker ersparen, daß ihn dieser schreckliche Unhold vor aller Welt zum Gespött macht. Ted ist ein feiner Kerl. Ein tüchtiger Polizist. Er hat es sich nicht verdient, lächerlich gemacht zu werden.«

Professor Zamorra verschränkte die Arme vor die Brust. »Ich frage mich, wozu du diese Volksrede hältst, Bill.«

Fleming fuhr sich mit einer nervösen Handbewegung durchs Haar. »Mein Gott, hast du immer noch nicht begriffen, Zamorra? Du mußt Ted Vicker helfen. Wenn dieser Mädchenkiller tatsächlich ein Dämon ist, dann ist das kein Fall für die Polizei, sondern ein Fall für dich!«

»Es ist noch mit nichts erwiesen, daß hier ein Dämon am Werk ist«, sagte Zamorra ernst.

»Du findest es heraus, wenn du willst.«

»Wer weiß, ob sich Ted Vicker von mir helfen lassen will«, sagte Zamorra.

»Er wäre verrückt, in seiner Situation eine hilfreiche Hand zurückzuweisen«, stieß Fleming aufgeregt hervor. »Und Ted ist nicht verrückt, das weiß ich. Ginge die Sache von deiner Seite aus klar?«

»Natürlich«, sagte Zamorra, ohne lange zu überlegen. Hier ging es darum, einen weiteren bestialischen Mädchenmord zu verhindern, und wenn er in der Lage war, zu helfen, dann wollte er sich auf gar keinen Fall davor drücken.

Bill stieß hörbar die Luft aus. Er lächelte zufrieden. »Gut«, sagte er eifrig. »Dann bringe ich dich mit Ted Vicker so bald wie möglich zusammen.«

***

Tagebucheintragung vom 4. Dezember.

Die Tabletten helfen mir nicht. Ich kann tun, was ich will. Das Fieber bleibt konstant. Es ist nicht viel. 37,5 Grad. Aber es ist doch Fieber.

Ich fange an, meinen Zustand sonderbar beängstigend zu finden. Am Tag geht es mit mir noch einigermaßen. Aber je näher der Abend kommt, um so quälender befällt mich eine unbegreifliche Unrast. Die Nacht ist für mich angefüllt mit einer übermächtigen Drohung. Ich bete zu Gott, daß er es niemals wieder dunkel werden läßt, aber Gott hat keine Ohren mehr für mich. Er scheint sich von mir abgewandt zu haben. Ich existiere nicht mehr für ihn. Ich komme mir schrecklich verlassen vor. Einsamkeit begleitete mich durch Tag und Nacht. Die innere Leere ist aber noch viel schlimmer.

Sobald es Abend wird, schalte ich alle Lichter ein. Die Dunkelheit ist meine größte Feindin. Sie foltert mich seelisch. Und ich kann mich nicht dagegen wehren.

Schweiß steht mir ständig auf der Stirn. Ich fühle mich schwach, und doch wage ich es nicht, zu Bett zu gehen, deshalb wandere ich rastlos hin und

her. Ich laufe durch die ganze Wohnung, sehe furchtsam hinter die Schränke, schaue hinter die Übergardinen, habe Angst.

Angst.

Leide ich an Verfolgungswahn? Sind das die Symptome? Was ich auch unternehme, ich kann mich von dieser undefinierbaren Angst nicht befreien. Sie klammert sich an mich. Ich trage sie in meiner Wohnung herum. Sie scheint sich von meinem Blut zu ernähren, wächst und gedeiht so prächtig wie ein widerwärtiger Parasit.

Eines Tages wird sie mich erdrücken.

Ich fühle, daß dieser Tag nicht mehr fern ist.

***

Sie saßen zu dritt an einem Tisch für vier Personen. Die Cafeteria war zum Bersten voll. Mindestens zehnmal wollte man sich schon den leeren Hocker holen und ebensooft hatte Bill Fleming gesagt: »Tut mir leid. Der Hocker ist besetzt.«

»Scheint nicht viel von Pünktlichkeit zu halten, dein Freund«, sagte Nicole Duval. Sie tat Zucker in ihren Kaffee und rührte langsam um.

»Wenn einer bis an die Ohren in Arbeit steckt, dann dauert das eben eine Weile, bis er sich daraus freigewurstelt hat«, verteidigte Fleming den Captain. Plötzlich richtete er sich auf. »Da kommt er«, sagte er hastig und erhob sich.

Nicole schaute sich interessiert um. Auch Zamorra musterte den Näherkommenden. Ted Vicker sah krank aus. Das kam von seinen zahlreichen Sorgen. Vor einer halben Stunde erst hatte ihn der District-Attorney ziemlich unfein heruntergeputzt. Und wie immer, wenn sich Vicker ungerecht behandelt vorkam, war der Captain auch diesmal seinem unmittelbaren Vorgesetzten nichts schuldig geblieben. Die beiden Männer waren ziemlich hart aneinander gekracht. Es fielen einige böse Worte, aber Ted Vicker dachte nicht im Traum daran, auch nur eine Silbe davon zurückzunehmen.

»Hallo, Ted«, sagte Bill mit einem freundlichen Lächeln. Er schlug dem Captain auf die Schulter. »Du siehst miserabel aus.«

»Und genauso fühle ich mich!« knurrte Vicker.

»Ich möchte dich mit meinem Freund Zamorra und dessen Sekretärin bekanntmachen.«

Fleming machte das schnell, fast oberflächlich.

Vicker setzte sich zu ihnen. Das Mädchen brachte ihm einen Capuccino.

»Wir haben gelesen, was Gordon Sands über dich geschrieben hat«, sagte Bill mit ärgerlicher Miene.

»Ach der«, sagte Ted Vicker und hob die Schultern gleichmütig.

»Er ist ein Schmierfink«, sagte Bill.

Vicker schüttelte zu Flemings Erstaunen den Kopf. »Nein, Bill, das ist

er nicht. Sands weiß ganz genau, was er schreibt.«
»Wie kannst du ihn nach diesen scharfen Attacken noch verteidigen?«
»Er tut doch nur seinen Job. Privat ist er ein patenter Kerl. Ich hab' schon mal Golf mit ihm gespielt.«
»Und trotzdem schreibt er solche Artikel über dich?«
»Wie gesagt. Es ist sein Job.«
Bill schob seine leere Tasse von sich. Er wies mit dem Zeigefinger auf Zamorra. »Mein Freund hier gehört zu den besten und bekanntesten Parapsychologen der westlichen Hemisphäre.«
Zamorra grinste. »Bill übertreibt gern.«
»Ich darf das sagen, denn es ist die Wahrheit«, behauptete Fleming. »Im Ernst, Ted. Was Zamorra schon alles hinter sich hat, geht auf keine Kuhhaut: Zeitreisen. Kämpfe mit abscheulichen Monstern und Dämonen. Es gibt nichts, das aus der Hölle kommt und diesem Manne fremd ist. Man nennt ihn nicht umsonst den Meister des Übersinnlichen.«
Vicker musterte Zamorra mit großen Augen. »Dabei sehen Sie aus wie ein ganz normaler Mensch.«
»Das wäre er ohne sein Amulett - ein ganz normaler Mensch. Ein Wissenschaftler, der sich der Parapsychologie und all ihren Phänomenen verschrieben hat«, setzte Bill Fleming seine Lobhudelei fort.
Zamorra winkte grindend ab. »Nun hör schon auf, Bill. Der Captain muß ja denken, ich hätte diesen Reklamerummel nötig. Du willst mich doch nicht auf dem Jahrmarkt an den meistbietenden verschleudern, oder?«
»Ich will, daß Ted über dich Bescheid weiß, daß er erkennt, daß du der richtige Mann für ihn bist«, entgegnete Fleming unwillig. Er wandte sich wieder an den Captain. »Hör zu, Ted. Wir haben uns über dein Problem Gedanken gemacht. Wer tut das nicht in New York. Die Mädchenmorde sind das Tagesgespräch in dieser Stadt. Die vielzitierte öffentliche Meinung will endlich einen Erfolg sehen…«
Vicker lächelte Nicole Duval grimmig an. »Nicht nur die. Auch der District-Attorney. Aber ich kann keine Wunder wirken. Wir kommen nicht vom Fleck.«
»Ich kann dir sagen, warum das so ist!« behauptete Fleming.
Der Captain schaute ihn erwartungsvoll an. »Da bin ich aber gespannt.«
»Der Mörder ist ein Monster. Ein Dämon!« Das war keine Vermutung, die Bill Fleming da aussprach, sondern eine knallharte Feststellung.
Ted Vicker winkte müde ab. »Das hast du aus der Zeitung.«
»Das ist aber auch meine Überzeugung!« bemerkte Fleming schnell.
Vicker legte seine Hände auf die Brust. »Hör mal, erwartest du, daß ich mit dir nun über dieses Thema diskutiere, Bill? Ich bin

Polizeibeamter. Drei Mädchen wurden bestialisch ermordet. Meine Aufgabe ist es, den Mörder zur Strecke zu bringen…«

»Und genau das wirst du niemals fertigbringen«, fiel Fleming dem Captain ins Wort.

»Was macht dich so sicher?«

»Die Tatsache, daß du bis jetzt in diesen drei Fällen immer noch am Platz trittst. Gegen einen Dämon bist du machtlos, Ted.«

Vicker schüttelte verdrossen den Kopf. »Was redest du denn da immer von einem Dämon, Bill. *Falls* es so etwas überhaupt gibt, dann ist doch noch gar nicht bewiesen, daß unser Killer ein solcher Dämon ist!«

»Zamorra könnte es beweisen«, sagte Fleming hastig.

»Wie denn?«

»Er müßte Ethel Ambros sehen.«

»Sie befindet sich im Leichenschauhaus.«

»Dann wird er sie sich da ansehen. Sein Amulett wird uns verraten, was wir wissen wollen. Sollte der Killer tatsächlich ein Dämon sein, dann hast du mit deiner ganzen Crew nicht die geringste Chance gegen ihn, Ted. Mach dich inzwischen mit diesem Gedanken vertraut.«

»Und was sollte deiner Meinung nach in diesem Fall geschehen?« fragte der Captain und nippte am Capuccino.

»Laß Zamorra den Fall für dich lösen.«

Vicker lachte. »Wie stellst du dir das vor, Bill?«

»Ich will ja nicht, daß du's in alle Winde hinausschreist. Tu du deinen Job weiter. Und lasse Zamorra den seinen im verborgenen tun. *Wenn* einer dieses Scheusal zur Strecke bringen kann, dann ist er das, Ted. Darauf gebe ich dir mein Wort.«

***

Tagebucheintragung vom 5. Dezember.

In meinem ganzen Leben gab es nichts, wovor ich mich gefürchtet hätte. Man konnte von mir verlangen, ich solle zur »Geisterstunde« allein auf einen Friedhof gehen, ich hätte es getan, ohne Angst zu haben.

Doch nun…

Ich habe Angst und weiß nicht, wovor. Das ist das Schreckliche daran.

Es gelingt mir, für kurze Zeit einzuschlafen. Aber ich kann mich während eines solchen Schlafes nicht erholen. Mich würgt ein Traum. Vielleicht auch ein Alpdruck. Mit mir geht etwas Schreckliches vor, ich weiß es, kann es von mir aber nicht abwenden. Und das entmutigt mich ganz furchtbar.

Manchmal habe ich das Gefühl, zu schlafen. Ich liege ganz ruhig im Bett, bin entspannt - und beobachte mich zugleich auf eine eigenartige Weise. *Und plötzlich kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich jemand an mich heranschleicht.*

Ich schlafe und habe doch die Augen offen.

Aber ich kann nichts sehen. Nur fühlen. Es kommt näher. Es ist mir ganz nahe. Eine unheimliche, schwarze, gespenstische Bedrohung. Es ist da und betrachtet mich. Ich weiß, daß dieses Betrachten auf eine feindselige Art geschieht.

Ich bekomme davon alle möglichen Zustände. Sogar Erstickungsanfälle. Aber ich komme von diesem entsetzlichen Alptraum nicht los.

Es betastet mich, steigt auf mein Bett, kniet sich auf meine Brust, und meine Lungen drohen zu zerplatzen. Ich habe das Gefühl, daß sich etwas um meinen Hals legt. Eiskalte Hände. Ich kann sie nicht sehen, aber sie sind doch da. Sie drücken mit schrecklicher Kraft zu. Ich kann nicht mehr atmen. Diese unsichtbaren Hände drohen mich zu erwürgen.

Irgendwann erwache ich dann, halb irrsinnig vor Angst. In Schweiß gebadet. Mein Herz geht wie eine Trommel. Ich sitze im Bett und - bin allein.

Ich kann das alles nicht verstehen…

***

Im Prinzip hatte Ted Vicker nichts dagegen einzuwenden, daß sich auch Professor Zamorra jener rätselhaften Mädchenmorde annahm. Es durfte nur nicht publik werden, daß sich die Polizei nun schon der Hilfe von Parapsychologen bediente, sonst würden die zahlreichen Feinde der Polizei in ein schallendes Hohngelächter ausbrechen.

Sie verließen die Cafeteria.

Bill Fleming brachte sie in seinem Wagen zum Leichenschauhaus. Sie fuhren durch girlandengeschmückte Straßen. Die Passanten schleppten Pakete zu ihren Autos. Andere versuchten ein Taxi zu erwischen, standen mit ärgerlichen Mienen am Straßenrand und warteten ungeduldig.

Professor Zamorra und Nicole Duval wollten zu Hause auf dem Schloß Weihnachten feiern. Der Parapsychologe hatte für das Fest bereits alles arrangiert. Auch für eine große Überraschung war bereits gesorgt. Nicole würde Augen machen und ihm vor Freude um den Hals fallen. Er lächelte in sich hinein. Doch dann wurde er rasch wieder ernst. Eine drohend-schwarze Wolke hatte sich zwischen heute und das Fest der Freude geschoben.

Ein Tier trieb in dieser pulsierenden Stadt sein Unwesen. Eine Bestie, die so bald wie möglich zur Strecke gebracht werden mußte. Drei Mädchen hatten bereits ihr Leben eingebüßt. Es durfte keinen vierten Mord mehr geben.

Zamorra schaute Nicole an. Sie saß mit düsterer Miene neben ihm. Gewiß dachte sie jetzt an dasselbe wie er.

Bill hielt den Wagen vor dem Leichenschauhaus an. Captain Vicker stieg als erster aus dem Fahrzeug. Die anderen folgten ihm.

Drinnen sagte der Polizist: »Vielleicht wäre es besser, Miß Duval,

wenn Sie im Warteraum blieben.«
»Warum?« fragte Zamorras Sekretärin erstaunt.
»Ethel Ambros ist kein schöner Anblick«, antwortete der Captain gepreßt.
»Ich möchte trotzdem dabei sein, wenn der Professor sie untersucht.«
Ted Vicker hob die Schultern. »Na schön. Wie Sie wollen.«
Der Captain verschwand für wenige Augenblicke im Büro eines kleinen Mannes, dem man ansah, daß er Alkoholiker war. Niemand wunderte sich darüber, daß er regelmäßig zur Flasche griff. Er wurde tagtäglich mit dem Tod in allen seinen grauenvollen Erscheinungsformen konfrontiert. Der Alkohol half ihm wenigstens einigermaßen darüber hinweg.
»Hier möchte ich nicht einmal für eine Million Dollar wöchentlich arbeiten«, sagte Fleming seltsam berührt. Er schaute sich mit gerümpfter Nase um. Die glatten Wände wirkten kalt und unpersönlich. So kalt wie der Tod selbst war.
Vicker kam mit dem Mann vom Leichenschauhaus wieder. Er nickte Zamorra und den anderen zu. Sie begaben sich in den Saal, in dem sich die Kühlboxen befanden.
Nicole öffnete ihren Mantel. Der Angestellte des Leichenschauhauses warf einen kurzen Blick in seine Kartei. Dann drückte er auf einen Knopf. Ein E-Motor surrte leise. Und das, was einst Ethel Ambros gewesen war, fuhr langsam aus einer Wand heraus, in die die Kühlfächer eingelassen waren. Der Leichnam war mit einem weißen Laken zugedeckt.
Bill Fleming trat an die Bahre heran. Captain Vickers machte dem Angestellten ein Zeichen. Der Mann entfernte sich.
»Wir rufen Sie, wenn wir Sie brauchen«, sagte der Captain. Dann trat er neben Professor Zamorra.
Der Parapsychologe holte seinen silbernen Talisman aus dem Hemd. Das Neonlicht blitzte grell darauf. Zamorra trug das ererbte Amulett, das ihn zum Meister des Übersinnlichen machte, an einer langen Silberkette am Hals.
Jetzt nahm er es ab. Nicole, Bill und Captain Vicker standen mit gespannten Zügen neben ihm.
»Darf ich mal sehen?« fragte Ted Vicker. Er streckte die Hand nach dem Amulett aus.
Zamorra überließ es ihm für kurze Zeit. Der Captain spürte sogleich, daß von diesem silbernen Talisman eine eigenartige Kraft ausging. Diese Kraft strömte in seinen Körper. Eine unerklärliche Kälte floß in seinen Arm. Erstaunt betrachtete er den Drudenfuß in der Mitte. Ein Ring mit Tierkreiszeichen umschloß ihn. Und ein zweiter Ring mit geheimnisvollen Hieroglyphen verlief außen herum.
Das Amulett Leonardo de Montagnes.

Es hatte Professor Zamorra schon unvorstellbare Dienste geleistet.

Ted Vicker gab das silberne Amulett beeindruckt zurück. Zum erstenmal in seinem Leben hatte er gefühlt, daß es magische Kräfte gab. Sie hatten ihn ausgefüllt, solange er das Amulett in seinen Händen gehalten hatte.

Bill Fleming hatte recht.

Wenn jemand dämonischen Kräften wirkungsvoll entgegentreten konnte, dann war es Professor Zamorra mit diesem Amulett.

»Nehmen Sie das Tuch von der Toten!« bat der Parapsychologe den Captain.

Ted Vicker nickte. Er griff rasch nach dem Laken, warf Nicole einen schnellen Blick zu, und zog dann das Leichentuch weg.

Kein Muskel regte sich in Nicoles hübschem Gesicht. Nur in ihren Augen spiegelten sich Grauen und Entsetzen. Sie atmete etwas heftiger, blieb jedoch wie angewurzelt am selben Fleck stehen und wandte den Blick nicht von der grauenvoll zugerichteten Leiche. Bill Fleming fuhr sich bestürzt mit dem Finger in den Hemdkragen, der ihn auf einmal drückte. »O Gott!« stieß er benommen hervor. Sein Adamsapfel zuckte in der Kehle auf und ab, als er trocken schluckte.

Zamorra nahm den Talisman an der Kette.

Er ließ ihn über der Toten kreisen. Dazu murmelte er lange Beschwörungsformeln. Ein Zucken durchlief den toten Körper.

Ted Vicker leckte sich nervös die Lippen. »Zamorra, was geschieht mit der Toten?« fragte er verblüfft.

»Sie reagiert auf die magische Kraft meines Talismans«, gab der Professor mit gedämpfter Stimme zurück. »Ich muß Sie bitten, sich jetzt vollkommen still zu verhalten.«

»Okay«, sagte Ted Vicker rauh. »Okay, Professor. Ich halt' schon den Mund.«

Der Parapsychologe versetzte sein Amulett in Pendelbewegung. Dreimal von Osten nach Westen. Dreimal von Norden nach Süden. Der Brustkorb der Leiche hob und senkte sich. Es schien, als würde die magische Kraft die Tote zu neuem Leben erwecken. Ted Vicker fuhr sich fassungslos über die schweißnasse Stirn. So etwas hatte er noch nicht erlebt. Er konnte kaum fassen, was er sah. Und als er Ethel Ambros nun grauenvoll stöhnen hörte, überlief es ihn, den abgebrühten Polizisten, eiskalt.

Wieder murmelte Zamorra seine Beschwörungen.

Die tiefen Wunden der Toten begannen silbern zu leuchten. Zamorra richtete sich auf. Er nahm das Amulett fort. Der Leichnam entspannte sich. Das Leuchten erlosch langsam.

Aller Augen waren auf den Professor gerichtet.

»Nun?« stieß der Captain heiser hervor.

Zamorra nickte. »Wir haben es mit einem Dämon zu tun, Captain.«

»Irrtum unmöglich?«
»Ganz unmöglich«, nickte Zamorra.
Ted Vickers schlug seine Hände vors Gesicht und stöhnte: »Mir bleibt doch wirklich nichts erspart.«

***

Tagebucheintragung vom 6. Dezember.

Das Fieber ist weg. Aber ich bin nicht gesund. Im Gegenteil. Mein Zustand hat sich verschlimmert. Ich halte es nicht einmal mehr am Tage in meiner Wohnung aus. *Heute lief ich ruhelos durch den Central-Park. Jemand war hinter mir. Ich fühlte ihn mit jeder Faser meines Körpers. Er verfolgte mich. Ich hatte den Eindruck, ich könne ihn atmen hören. Er mußte mir fast auf die Absätze treten, so nahe war er hinter mir.*

Mich erfaßte ein furchtbarer Schauer. Aber mir war nicht kalt. Es war vielmehr ein seltsamer, unheimlicher Angstschauer, der mich unentwegt überlief.

Und ich hatte nicht den Mut, mich umzudrehen. Ich befürchtete, in ein grauenvolles Gesicht zu blicken, wenn ich mich umwandte. Atemlos stürmte ich durch den Park. Irgendwann blieb ich keuchend stehen. Er war immer noch hinter mir.

O Himmel, warum verfolgt er mich? Was *will er von mir, dieser Unhold?*

Ist er scharf auf meine Seele? Immer mehr gewinne ich den Eindruck, daß es so ist.

Etwas zwang mich schließlich, mich doch umzudrehen. Ich tat es blitzschnell und hielt dabei die Luft an. Aber ich war allein. Niemand war da. Nur diese unbeschreibliche Bedrohung, dieses nagende Angstgefühl, das blieb.

Ich glaube, ich stieß einen krächzenden Schrei aus, als ich mit meiner Furcht nicht mehr zurande kam. Und dann lief ich wie von allen Teufeln der Hölle gehetzt durch den riesigen Park.

Ich konnte keinen Ausgang finden. Ich lief und lief und lief, bis zur Erschöpfung. Auf einer Bank ließ ich mich schluchzend nieder. Ein alter Mann schlurfte auf mich zu. Sein Bart war schwarz, mit hellen Silberfäden durchsetzt. Es war ein verfilzter Bart, in dem der Mund nicht zu sehen war.

»Na, mein Junge«, sagte der Mann durch den dichten Bart. »Kummer?«

Ich hatte auch vor ihm Angst. Als er näher kam, wollte ich um Hilfe schreien.

Er lachte. »Ich tu' Ihnen nichts«, sagte er freundlich. »Ich bin froh, wenn mir keiner was tut.«

»Darf ich eine recht ungewöhnliche Bitte an Sie stellen?« fragte ich den Alten.

»Nur zu«, sagte er und nickte, während er mich mit seinen gütigen Augen musterte. »Ihnen geht es wohl nicht besonders gut.«

»Nein. Nein, es geht mir miserabel.«

»Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann…«

»Oja«, stieß ich hastig hervor. »Ja, das könnten Sie. Würden Sie mich zum nächsten Parkausgang begleiten?«

Der Alte schaute mich verwundert an. »Ist das alles, was Sie von mir wollen?«

»Ja.« Ich schämte mich, aber ich gab es trotzdem zu: »Ich kann den Ausgang nicht mehr finden, und ich möchte auf keinen Fall die Nacht hier in diesem Park verbringen.«

Er lachte. »Das möchte ich auch nicht. Nachts treibt sich hier nämlich verdammt viel Gesindel herum. Da ist man seines Lebens nicht mehr sicher.«

Das war es nicht, was mich ängstigte. Aber ich nickte. Und der Alte - der Himmel möge es ihm vergelten - brachte mich zu dem Ausgang, der auf der Höhe der 79. Straße liegt. Ich wollte ihm zwanzig Dollar schenken, aber er nahm sie nicht an.

Es gibt doch noch gute Menschen in unserer Stadt.

***

Während sich Captain Ted Vicker mit Professor Zamorra, Nicole Duval und Bill Fleming im Leichenschauhaus befand, lief das Uhrwerk der Polizei ohne ihn weiter. Der Computer war von Sergeant Morten Bunckers befragt worden, welchem polizeibekannten Verbrecher die drei Mädchenmorde angelastet werden konnten. Bunckers hatte dem Computer diese Frage schon mal gestellt, und zwar anläßlich des Mordes an Cora Perez, dem zweiten Opfer des Mädchenmörders. Doch damals hatte der Sergeant die Frage nicht so präzise formuliert wie diesmal. Deshalb war auch die Antwort diesmal wesentlich besser als beim erstenmal. Ein Computer ist eben immer nur so gut wie der Mann, der sich mit ihm befaßt.

Morton Bunckers stürmte in das Großraumbüro, in dem er mit acht anderen Kollegen arbeitete. Edward Tomlins hob den Kopf und schaute den Dicken grinsend an. »Na, hat dir der Weihnachtsmann heute schon ein Geschenk gemacht, Morton?«

»So könnte man es nennen«, nickte Bunckers. Er setzte sich auf die Schreibtischkante. »Kannst du dich für eine Stunde freimachen, Ed?«

»Wozu?«

»Der Captain ist nicht da, und ich hätte einen dringenden Hausbesuch zu machen. Natürlich kann ich das nicht allein tun, deshalb wär's mir Recht, wenn du mich begleiten würdest.«

»Und wohin gehen wir?« fragte Sergeant Tomlins, während er sich erhob.

»Unser Computer ist der Meinung, für diese drei Mädchenmorde könne es nur einen geben, der dafür in Frage kommt.«

»Und wer ist das?«

»Terence Collins. Ein Psychopath. Er hat vor einigen Jahren ein paar Mädchen schrecklich zugerichtet. Sie konnten ihn nicht einsperren, weil ihn der Gerichtspsychiater für nicht zurechnungsfähig erklärte. Man steckte ihn für eine Weile in eine geschlossene Nervenheilanstalt. Seit einem Monat ist er wieder raus. Damals hatten die Mädchen Glück. Vielleicht war er damals auch noch nicht ganz so verrückt wie heute. Jedenfalls ist es wichtig, daß wir mit dem Burschen ein paar Takte plaudern.«

Tomlins, ein kräftiger Mann mit breiten Schultern und irischem Rothaar, schüttelte verständnislos den Kopf. »Wie konnten sie Collins aus der Anstalt rauslassen, wenn er immer noch nicht richtig in der Birne ist?«

»Die Ärzte waren der Meinung, er wäre über dem Berg«, sagte Bunckers.

»Was für einen Knacks hatte er denn?«

»So 'ne Art Mutterkomplex.«

»Hat er in jeder Frau seine Mutter gesehen?«

»So ungefähr. Und er hat seine Mutter sein Leben lang gehaßt.«

»Weswegen?«

»Sie hatte zu viele Männer. Fast jede Woche stellte sie ihm einen neuen Kerl vor, zu dem er Vater sagen sollte. Wenn er's dann nicht sagte, prügelte sie ihn windelweich. Diese Frau hat den armen Kerl auf dem Gewissen. Er ist über seine Kindheit nicht hinweggekommen, und er haßt alles, was nach Weib riecht. Fast könnte man Mitleid mit ihm haben, wenn er nicht so fürchterliche Dinge tun würde, wenn er im Tran ist.«

Die beiden Beamten zogen ihre Mäntel an. Bunckers teilte einem Kollegen mit, wohin er mit Edward Tomlins unterwegs wäre. Dann verließen sie das Revier.

***

Das Haus, in dem Terence Collins wohnte, war ein Altbau, der längst hätte saniert werden müssen. Die beiden Sergeants stiegen die abgetretenen Stufen hoch. Im dritten Stock klopfte Morton Bunckers an eine Tür, deren brauner Lack abblätterte. Drinnen knarrte der Fußboden. Die Tür wurde einen kleinen Spalt breit geöffnet. Das rote Gesicht eines massigen Kerls wurde sichtbar. Der Mann musterte die Beamten mit großem Mißtrauen.

»Was wollen Sie?« fragte er abweisend.

»Sind Sie Terence Collins?« fragte Bunckers.

»Was dagegen?«

»Nicht im geringsten. Zu Ihnen wollen wir nämlich.« Bunckers langte in die Tasche und zeigte Collins seine Blechmarke. »Wir sind von der Polizei. Ich bin Sergeant Morton Bunckers. Und das ist Sergeant

Edward Tomlins.«
»Und was wollen Sie von mir?« fragte Collins. Seine Stimme klang mit einemmal belegt.
»Wir wollen Ihnen nur ein paar Fragen stellen, Mr. Collins. Kein Grund zur Aufregung. Wir sind in zehn Minuten schon wieder weg. Dürfen wir reinkommen?«
Terence Collins ließ seine glänzenden Augen an den beiden Detektiven auf- und abhuschen. Polizei! Das löste bei ihm sofort Alarm aus. Was wollten diese Kerle von ihm? Er erinnerte sich noch sehr gut daran, wie er zum ersten Mal mit Bullen zu tun gehabt hatte.
Vor Gericht hatten sie ihn gebracht. Bloß deshalb, weil er ein paar Weiber, die es nicht anders verdient hatten, hart angepackt hatte. Damals hatten sie auch gesagt, sie wollten ihm nur ein paar Fragen stellen.
»Ich habe nichts verbrochen!« sagte Collins wütend. »Machen Sie, daß Sie fortkommen. Ich will nicht mit Ihnen reden!«
»Hören Sie«, sagte Bunckers eindringlich. »Machen Sie uns keinen Ärger, Collins! Was macht es Ihnen schon aus, auf ein paar Fragen zu antworten? Oder haben Sie etwas zu verbergen?«
Collins erschrak. Das sah diesen verdammten Bullen ähnlich. Wenn man nicht mit ihnen reden wollte, dachten sie sofort, man hätte kein reines Gewissen.
»Na schön!« knurrte Collins unwillig. Er machte die Tür auf. »Kommen Sie rein. Aber ich schau' auf die Uhr. Und wenn die zehn Minuten um sind, werfe ich Sie beide raus, klar?«
Bunckers nickte grinsend. »Natürlich, Collins. Natürlich.«
Sie traten ein. Die Wohnung war von einem Mann ohne Geschmack eingerichtet worden. Collins war schwer wie ein Bulle. Sein Nacken war dick und muskulös. Muskelpakete zuckten an seinen Oberarmen unter dem dünnen weißen Rollkragenpulli, den er trug. Ein breiter Ledergürtel umschlang seine fleischige Mitte. Er knetete nervös seine dicken, kräftigen Finger. Es kam für ihn nicht in Frage, daß er den Polizisten im Wohnzimmer Platz anbot. Sie waren hier nicht willkommen und sollten das merken.
»Nun«, sagte er mit ablehnender Miene. »Was wollen Sie von mir?«
Morton Bunckers schaute sich im Raum um. Er wies auf eine Zeitung. »Haben Sie gelesen, was passiert ist?«
»Es ist so viel passiert. Wovon sprechen Sie?«
»Ich meine den Mädchenmord.«
Collins' Augen verengten sich. Er krächzte. »Sind Sie deswegen hier?«
»Ja.«
»Ich habe damit nichts zu tun!« stieß Collins atemlos hervor.
»Es ist der dritte Mord!« sagte Bunckers anklagend.
»Ich weiß«, gab Collins nervös zurück. »Und ich habe mit allen

dreien nichts zu tun.«

»Sind Sie sicher?«

»Mann, was soll diese Frage!« schrie Collins wütend.

Edward Tomlins schaltete sich ein. »Spielen Sie uns bloß nicht den Scheinheiligen vor, Collins. Wir wissen über Sie Bescheid. Ihr Mutterkomplex ist polizeibekannt.«

Morton Bunckers wollte wissen, wo sich Collins aufgehalten hatte, als Ethel Ambros ermordet worden war. Der Psychopath war sofort mit einem Alibi zur Hand.

»Wir werden das überprüfen«, sagte Bunckers.

»Das können Sie. Verdammt noch mal, das können Sie!« schrie ihm Collins ins Gesicht. »Und jetzt will ich Ihnen mal was sagen: Ich war wegen dieser Sachen, die ich gemacht habe, in einer Nervenklinik. Man hat mir da bescheinigt, daß ich wieder okay bin. Denken Sie, sonst hätte man mich nach Hause geschickt? Ich verbitte mir, daß Sie mich jetzt wie einen Verbrecher behandeln. Dazu haben Sie kein Recht. Ich habe gelesen, wie Sie von den Zeitungen angegriffen werden. Sie brauchen einen Sündenbock. Und Terence Collins erscheint Ihnen der richtige Mann dazu zu sein. Schließlich hat er ja mal ein paar Frauen überfallen. Er könnte es wieder getan haben, das denken Sie doch, oder? Aber ich habe es nicht getan. Ich bin unschuldig. Und solange Sie mir keine Schuld nachweisen können, verlange ich von Ihnen, mit dem nötigen Respekt behandelt zu werden! Ich bin kein Killer, verstehen Sie? Ich nicht. Und jetzt raus mit Ihnen. Raus, sag' ich. Sonst kriegen Sie von mir einen Tritt in den Hintern, daß Sie…«

»Na, na, na!« sagte Edward Tomlins. Er machte eine beschwichtigende Handbewegung.

Collins zuckte vor ihm zurück. »Fassen Sie mich nicht an, sonst schlage ich Ihnen die Zähne ein!« brüllte er.

»Hören Sie, jetzt gehen Sie aber ein bißchen zu weit, Mann!« sagte Tomlins erbost. Er trat einen Schritt auf Collins zu. Da holte dieser blitzschnell aus. Collins harte Faust landete mitten im Gesicht des Sergeants. Tomlins wurde von der Wucht des Schlages zurückgerissen. Er stieß einen wütenden Fluch aus und warf sich dann aggressiv auf den aus der Fassung geratenen Psychopathen. Collins rammte ihm die Faust in den Bauch. Tomlins fing den zurückschnellenden Arm ab. Er versuchte ihn herumzudrehen, doch Collins versetzte ihm einen schmerzhaften Tritt gegen das Schienbein und streckte ihn dann mit einem gewaltigen Kinnhaken nieder.

Ehe es noch schlimmer für Sergeant Tomlins kommen konnte, schaltete sich Morton Bunckers ein. Der schwere Sergeant wuchtete vorwärts. Seine ausgestreckten Arme packten den Tobenden. Sie umklammerten ihn, während Bunckers Bein die Füße von Collins in

Gedankenschnelle zur Seite fegte.
Sie knallten beide auf den Boden. Bunckers drückte den Widerspenstigen mit dem Gesicht auf den schmutzigen Teppich nieder, während er Collins Arme auf dessen Rücken riß und sogleich seine Handschellen über den kräftigen Gelenken zuklicken ließ.
»Widerstand gegen die Staatsgewalt!« keuchte der massige Sergeant gereizt. »Tätlicher Angriff auf zwei Polizeibeamte! Mann, das kommt dich teuer zu stehen, Collins! Egal, ob du der Killer bist, den wir suchen, oder nicht. Wir werden dich auf jeden Fall für eine Weile einlochen, damit du in Ruhe darüber nachdenken kannst, wie man sich der Polizei gegenüber zu benehmen hat.«
»Ich habe mit diesen Morden nichts zu tun!« plärrte Terence Collins, so laut er konnte. Bunckers erhob sich und riß Collins dann auf die Beine.
»Okay, Junge. Vielleicht wirst du die Kraft haben, uns eine ganze Woche lang anzulügen. Aber danach wirst du umfallen und uns die Wahrheit sagen. Wir kriegen die härtesten Brocken weich, verlaß dich drauf.«
Ed Tomlins erhob sich benommen. Blut sickerte aus seiner Nase. Er tupfte es mit seinem Taschentuch ab. Und während er Collins das blutige Taschentuch hinhielt, sagte er mit belegter Stimme: »Der Richter wird dafür wenig Verständnis haben. Du wirst es erleben.«

***

Seit sechs Jahren schrieb Gordon Sands nun schon für den Daily Defender. Seine Artikel waren gut aufgebaut, hatten Substanz, rüttelten die Leser wach. Egal, ob er über Politik, Wirtschaft oder Mord schrieb. Was er zu sagen hatte, war es wert, beachtet zu werden, und er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, niemals ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Er sagte seine Meinung frei heraus. Manchmal messerscharf, verletzend, hart am Rande einer Beleidigung. Der Verleger hatte wegen Sands spitzer Feder schon so manchen Prozeß am Hals gehabt, jedoch keinen einzigen davon verloren, denn Gordon Sands konnte stets beweisen, daß er die Wahrheit schrieb. Und die reine Wahrheit zu schreiben konnte ihm niemand verbieten.
Sands war ein blonder, sportlicher Erfolgstyp mit einer scharfen Nase und hellen, klugen, ruhelosen Augen. Als Journalist war er unschlagbar. Er erfüllte auf diesem Posten eine Mission.
Jemand klopfte an die Tür seines hellen Büros.
»Herein!« rief er.
Nolan Kerry trat ein. Mittelgroß, eher unscheinbar, mit blassen Wangen und feingliedrigen Händen. Sein dunkles Haar wurde langsam schütter, obwohl er erst zweiunddreißig war.
»Ich bin schon so gut wie weg«, sagte Sands. »Hast du etwas

Wichtiges mit mir zu besprechen?«

Sands Kollege schüttelte den Kopf und lehnte sich an den Ordnerschrank, während Sands alles, was auf seinem Schreibtisch herumlag, in den Laden verschwinden ließ.

»Ich wollte mich mit dir nur über deinen letzten Artikel unterhalten«, sagte Kerry.

»Gefällt er dir?«

»Ich habe den Eindruck, du hast dich da ein bißchen zu scharf ins Zeug gelegt.«

Sands stoppte seine Aufräumarbeit für einen kurzen Moment. Er schaute Nolan Kerry fest in die Augen. »So. Findest du?«

»An deiner Arbeit ist natürlich wie immer nichts auszusetzen…«

»Aber?«

Kerry schürzte die Lippen. »Ich meine nur, man sollte das Ansehen der Polizei nicht so sehr untergraben, wie du das tust.«

Gordon Sands machte weiter. Er legte einen Stapel unbeschriebener Blätter in die oberste Schreibtischlade. »Ich will dir mal was sagen, Nolan. Es gibt keine Schonzeit für Polizisten! Ich mag Captain Vicker. Aber wenn er nicht fähig ist, diesen Wahnsinnigen zu fassen, der nun schon zum drittenmal zugeschlagen hat, dann ist er meines Erachtens eben nicht der richtige Mann für diesen Job.«

»Der Captain könnte dir diesen Artikel ziemlich übelnehmen.«

»Er weiß, daß ich nur meine Arbeit mache. Mein Chef verlangt gute Arbeit von mir. Ich kann mich nicht an die Schreibmaschine setzen und seitenlanges Gewäsch niederschreiben. Ted Vicker versteht das. Meine Angriffe richten sich nicht gegen seine Person, sondern gegen das Amt, das er bekleidet. Wenn er diesen Killer nicht zur Strecke bringen kann, dann muß er den Fall eben abgeben.«

»An wen denn?«

»An einen Mann, der das zu leisten imstande ist, was Vicker nicht schafft!« sagte Gordon Sands hart. Sein Schreibtisch war jetzt leer. Er erhob sich, schnellte hoch wie eine zusammengepreßte Feder, die man plötzlich losläßt.

»Holt Scarlett dich ab?« fragte Kerry, als Sands seinen Mantel anzog.

»Ja.«

»Grüß sie von mir, und sag ihr, ich wäre der Meinung, du würdest sie nicht verdienen.«

Sands grinste und boxte Kerry leicht gegen die Rippen. »Ich weiß, daß du ein Auge auf sie hast. Aber ich geb' sie nicht her.«

»Scarlett ist ein prachtvolles Mädchen.«

Sands nickte. »Deshalb brauche ich sie.«

Die beiden Journalisten verließen Sands Büro. Kerry begleitete den Kollegen zum Lift. Gordon Sands kam noch einmal auf die Mädchenmorde zu sprechen. »Es muß endlich hart durchgegriffen

werden, Nolan, verstehst du? Captain Vicker hat eine Menge Zeit verplempert. Deshalb werde ich ihm mit meinen Artikeln so lange zusetzen, bis er begriffen hat, daß es vernünftiger ist, den Fall einem fähigeren Mann zu überlassen. Wenn unsere privaten Beziehungen darunter leiden würden, wäre mir das zwar unangenehm, aber ich würde deshalb kein Jota an meinen Artikeln ändern.«

So war, Gordon Sands. Hart gegen sich selbst. Unnachgiebig und trotzig. Streitsüchtig und unerschrocken, wenn es darum ging, der guten Sache zum Sieg zu verhelfen. »Es darf kein Mädchen mehr von dieser schrecklichen Bestie zerfleischt werden, Nolan«, sagte er noch. Dann stieg er in den Fahrstuhl, die Türen glitten zu, der Lift setzte sich in Bewegung.

Kerry wandte sich kopfschüttelnd um. Was war Gordon Sands nur für ein außergewöhnlicher Mensch. Er hätte seine eigene Mutter an den Pranger gestellt, wenn es sein Job von ihm verlangt hätte. Ein harter Bursche. In der Tat. Er würde es noch sehr weit bringen.

***

Als Gordon Sands aus dem Zeitungsgebäude trat, stieg Scarlett York aus ihrem knallroten Volkswagen. Sie lief auf ihn zu, warf sich in seine ausgebreiteten Arme und bot ihm ihre kirschroten Lippen zum Kuß. Scarlett war ein anmutiges, gertenschlankes Mädchen. Ihr Teint war hell, deshalb trug sie ziemlich viel Rouge auf ihren Wangen. Sie war naturblond. Eine Baskenmütze saß keck auf ihrem kleinen Kopf. Mit salzwasserblauen Augen blitzte sie Sands erfreut an. Sie wirkte aufgekratzt und tatendurstig.

»Darf ich einen Vorschlag machen?« fragte sie. Ihre Stimme war angenehm weich.

»Ich höre«, sagte Sands und schob seine Hand unter ihren Arm.

»Wir machen jetzt zusammen einen ausgedehnten Schaufensterbummel durch die Fifth-Avenue.«

Sands blieb stehen. Seine Miene drückte Bedauern aus. »Oh, Baby, das tut mir aber leid…«

»Was ist?« fragte Scarlett mit rastlosem Blick.

»Ich ersticke zur Zeit in Arbeit…«

»Gordon, es sind nur noch ein paar Tage bis Weihnachten…«, sagte Scarlett enttäuscht.

Sands nickte. »Denkst du, das weiß ich nicht? Wir wollen doch über Neujahr in die Catskill-Berge fahren. Das heißt für mich, daß ich noch all die wichtigen Dinge erledigen muß, die nicht liegenbleiben dürfen. Hab Verständnis, Baby.«

Scarlett zog eine Schnute. »Allmählich fange ich an, deinen Beruf zu hassen.«

»Das darfst du nicht sagen.«

»Doch. Ich hasse ihn.«

Scarlett lief um den Volkswagen herum und setzte sich griesgrämig ans Steuer. Als sich Gordon Sands zu ihr setzen wollte, trat jemand von hinten an ihn heran und sagte: »Mr. Sands?«

Der Journalist wandte sich um. »Ja?«

»Hätten Sie ein paar Minuten Zeit für mich?«

»Worum geht's denn?«

»Um diese Mädchenmorde.«

Sands Augen wurden merklich schmaler. Er musterte den jungen Mann, der ihm gegenüberstand, aufmerksam. »Wie ist Ihr Name«

»Bill Fleming«, sagte der Mann.

***

Tagebucheintragung vom 7. Dezember.

Ich habe die grauenvollste Nacht bisher hinter mir. Vielleicht sollte ich verreisen. Ein Ortswechsel kann manchmal Wunder wirken. Aber würde er das auch in meinem diffizilen Fall schaffen? Ich bin auf eine eigenartige Weise krank. Organisch vollkommen gesund. Aber in meinem Inneren stimmt vieles nicht mehr. Manchmal denke ich, ich hätte zwei Seelen in meiner Brust, aber das ist natürlich Unsinn. So etwas hat es noch niemals gegeben.

Ich wage es kaum niederzuschreiben, was mir heute nacht widerfahren ist. Meine Hand zittert und sträubt sich, es zu Papier zu bringen. Und doch muß ich es tun. Ich muß mich meinem Tagebuch anvertrauen, denn wenn ich all meine Angst für mich behalte, werde ich wahnsinnig!

Kann ich denn überhaupt noch wahnsinnig werden?

O mein Gott, ich bin so voller Zweifel und Ängste. Bin ich denn noch normal?

Es war da. Es war in meinem Schlafzimmer. Dieses Erlebnis war schlimmer als alle vorhergegangenen. Ich weiß nicht, wie ich mich dagegen wehren soll. Ich bin diesen grauenvollen Einflüssen hilflos ausgeliefert.

Furchtbare Angstträume quälten mich.

Und dann spürte ich ganz deutlich, wie jemand auf mir kauerte. Nein, nein, nein, es kann keine Einbildung gewesen sein. Ich spürte das alles so entsetzlich genau. Ein kalter Mund war auf den meinen gepreßt. Es war ekelhaft. Jemand saugte mir das Leben von meinen Lippen. Gierig. Mitleidlos. Teuflisch. Jawohl, teuflisch. Wie ein Schwamm sog sich der Unheimliche mit meinem Leben voll. Als der Druck von meiner Brust wich, schlug ich verstört die Augen auf. Halb tot fühlte ich mich Zerschlagen. Und in mir gloste eine entsetzliche Angst. O Heiland, dieses Wesen wird wiederkommen.

Ich habe so entsetzliche Angst davor…

***

Zamorra bezahlte die Taxifahrt und stieg aus. Nicole Duval stellte

ihren Mantelkragen auf. Vom East-River fegte ein eisiger Wind durch die Straßen. Professor Zamorra wies auf das schäbige Portal einer Kneipe. »Da drinnen ist es zwar bestimmt nicht schön, aber warm.«

Sie traten ein. Die Luft war eine Zumutung. Aber sie war warm. Captain Ted Vicker hatte erwähnt, daß Ethel Ambros für einen Zuhälter namens Flip Myers gearbeitet hatte. Und dieser Flip Myers sollte nach Auskunft seines Nachbarn, hier in dieser Kneipe, anzutreffen sein. Der Wirt, ein dürrer Mann mit grauem Haarkranz, säuberte mit einem dreckigen Lappen den Tresen. Aber bloß da, wo Nicole und Zamorra standen. »Was darf's denn sein, Herrschaften?« fragte er leutselig.

»Bourbon«, verlange Professor Zamorra. »In sauberen Gläsern.«

Das Lächeln des Wirts verschwand. »Hören Sie, wollen Sie mich beleidigen?«

»Ich habe Ihnen lediglich gesagt, was ich haben möchte«, sagte Zamorra trocken. Verärgert stellte der Wirt die beiden Gläser vor Nicole und den Professor hin. Er goß nicht mehr ein, als unbedingt nötig war. Zamorra bezahlte sofort. Dann fragte er: »Ist Flip Myers da?«

Der Wirt schaute den Parapsychologen mißtrauisch an. »Was wollen Sie von Flip?«

»Er ist also da.«

»Vielleicht.« Der Wirt schaute Nicole an und fragte, während er auf Zamorra wies: »Ist er ein Bulle?«

»Er ist Professor für Parapsychologie«, antwortete Nicole.

»Hören Sie, wenn Sie mich auf den Arm nehmen wollen…!« brauste der Wirt auf.

»Ich habe nicht die Absicht«, lächelte Nicole. »Obwohl ich es schaffen könnte. Sie sind nicht besonders schwer.«

Der Wirt warf Zamorra einen unruhigen Blick zu. »Sie sind doch hoffentlich nicht hierher gekommen, um Flip Schwierigkeiten zu machen, oder?«

Zamorra ging darauf nicht ein. Er fragte glashart: »Wo ist Flip?«

»Im Hinterzimmer. Er spielt Karten. Er haßt es, wenn man ihn dabei stört.«

»Ich bin mit ihm in ein paar Minuten fertig.« Zamorra leerte sein Glas. Nicole tat dasselbe. Dann ging sie mit ihrem Chef zum Hinterzimmer. Es war nicht zu verfehlen. Vier Mann saßen um einen großen runden Tisch. Eine Kegellampe erhellte den Raum, in dem es kein Fenster gab. Zamorra und Nicole hatten Glück. Die Spieler legten gerade eine kurze Pause ein.

Flip Myers war ein kraftstrotzender Bursche, der schwerste Arbeit hätte verrichten können. Er mußte indianisches Blut in seinen Adern haben. Seine Haut war dunkel. Seine Augen ebenfalls. Und das Haar,

war rabenschwarz. Er trug ein Stirnband aus geflochtenem Leder. Sein Blick fiel auf Nicole Duval. Er zog sie ungeniert mit den Augen aus. Ein freches Grinsen lag um seine Lippen. Nicole wurde verlegen. Darüber freute sich Flip Myers. Es machte ihm Spaß, Frauen auf diese Art anzusehen. Wenn Sie anständig waren, wurden sie rot. Wenn sie verdorben waren, dann machte es ihnen nichts aus, und mit solchen Mädchen machte er manchmal ein Bombengeschäft.

Zamorra ignorierte den widerlichen Blick des Zuhälters. Er fragte den Jungen, ob er mit ihm sprechen könne, und Flip Myers stellte sich ihm im Korridor, der zu den Toiletten führte, zur Verfügung.

Von Captain Vicker wußten Nicole Duval und Zamorra, daß die beiden ersten Opfer des Mädchenkillers keine Straßenmädchen gewesen waren.

»Es geht um den Mord an Ethel Ambros«, sagte Professor Zamorra zu dem Zuhälter.

»Das dachte ich mir«, erwiderte dieser.

»Sie haben von dem Geld gelebt, das sie mit Männerbekanntschaften verdient hat«, behauptete Zamorra.

Myers hob sofort beide Hände, als müsse er etwas Großes abwehren. »Moment, Moment, mein Lieber. Sie haben doch nicht etwa die Absicht, mich durch die Blume einen Zuhälter zu nennen!«

»Als was würden Sie sich bezeichnen?« fragte Zamorra ernst.

»Ich war Ethels Freund«, sagte Flip Myers grinsend. »Ich war ihr Verlobter. Sie können fragen, wen Sie wollen. Jeder wird Ihnen das bestätigen.«

»Ethel war ein Straßenmädchen!«

»Das ist mir neu«, behauptete Myers. Er bleckte die Zähne und stieß Zamorra seinen Zeigefinger gegen die Rippen. »Mann, wie kommen Sie dazu, so schlecht über meine Verlobte zu reden? Sie hat Ihnen bestimmt nichts getan. Ethel war zu allen Leuten nett.«

»Ja. Das ist richtig. Sie war nett zu allen Männern. Und zwar für Geld.«

Myers schüttelte verdrossen den Kopf. »Ich weiß nicht, was Sie wollen, Mann. Ethel war ein hübsches Ding. Die Männer waren alle verrückt nach ihr. Wenn einer sie haben wollte, und sie hat es ihm gewährt, dann war das doch wohl ihre Sache, oder?«

Zamorra fragte spöttisch. »Und Ihnen, der mit Ethel verlobt war, war das recht?«

»Schon mal was von freizügiger Liebe gehört? Wir führten so was wie 'ne moderne Ehe ohne Trauschein. Ich kann daran nichts Schlechtes finden. Ethel hatte ihre Freiheit. Ich hatte die meine. Wir fanden das wunderbar. Ich find's nur schäbig, daß Sie jetzt behaupten, mein Mädchen wäre 'ne Nutte gewesen. Das war sie nämlich nicht. Ethel war ein ebenso anständiges Mädchen wie die da!« Flip Myers wies auf

Nicole Duval.
Zamorras Blut geriet in Wallung. Er war nahe daran, dem Kerl für diese unverschämte Bemerkung eine Ohrfeige zu geben. Es kostete dem Professor einige Mühe sich zu beherrschen. Nicoles Miene wirkte verschlossen. Alles, was Myers sagte, prallte von nun ab an ihr wirkungslos ab. Das war die einzig richtige Einstellung, mit der man einem Burschen wie diesem begegnen konnte.
»Ich will mit Ihnen hier nicht diskutieren, Myers!« sagte Zamorra ärgerlich. »Was Ethel war, ist nicht so wichtig. Was sie jetzt ist, hat mehr Gewicht: sie ist tot.«
Myers verzog grimmig das Gesicht. »Ja. Verdammt.«
»Sie wird keinen müden Dollar mehr für Sie verdienen.«
»Das ist doch wohl mein Problem, oder?« fuhr Myers den Parapsychologen an.
»Regen Sie sich bloß nicht so auf. Das bekommt Ihrem Teint nicht!« entgegnete Zamorra scharf. »Was ich von Ihnen wissen will, ist folgendes: Hat Ethel kurz vor ihrem Tod mal über jemanden gesprochen, von dem sie sich beobachtet oder bedroht fühlte?«
Der Zuhälter schüttelte seine lange schwarze Mähne. »Hat sie nicht.«
»Hatte sie mal mit jemandem zu tun, der sich mit okkulten Dingen befaßt hat?«
»Nein.«
»Wissen Sie, was eine Schwarze Messe ist?«
Der Zuhälter grinste. »Na klar. Da treffen sich so'n paar Irre und beten den Teufel an.«
»Kennen Sie jemanden, der schon mal an einer solchen Schwarzen Messe teilgenommen hat?«
»Nein.«
»Und wie steht's mit Ihnen?« fragte Zamorra schnell.
Myers lachte. »Ich hatte auch noch nicht das Vergnügen.«
»Würden Sie bei so etwas mitmachen?« fragte Nicole Duval.
Der Zuhälter schenkte ihr wieder einen von seinen beleidigenden Blicken. »Natürlich. Der Mensch muß alles mitgemacht haben, wenn er überall mitreden möchte.«
»Wo waren Sie, als Ethel Ambros starb?« wollte Professor Zamorra wissen.
Flip Myers erdolchte ihn mit seinem Blick beinahe. »Mann, Sie haben wohl einen Sprung in der Schüssel. Wie können Sie mir eine solche Frage stellen? Denken Sie, ich habe meine Verlobte umgebracht? Sind Sie denn nicht ganz sauber im Oberstübchen, he?«
»Wo waren Sie zur Tatzeit, Myers?« fragte Zamorra eisig.
»Na, hier war ich. Ich bin fast immer hier!« schrie der Zuhälter wütend.
»Wird Ihnen das nicht langweilig?« fragte Zamorra spöttisch.

»Nicht im geringsten!« fauchte Flip Myers gereizt.
»Sie haben nicht mal kurz nach Ethel gesehen?« fragte Nicole Duval.
»Hören Sie, was soll diese Frage?«
»Wenn Sie sich zur Tatzeit um Ethel gekümmert hätten, hätten Sie möglicherweise den Killer gesehen«, sagte Nicole frostig.
»Ich habe niemanden gesehen«, schnaufte der Zuhälter unfreundlich. »Denn ich war hier. Tut mir leid. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Und jetzt lassen Sie mich in Ruhe. Meine Freunde warten auf mich. Das Spiel geht weiter.«
»Meinen Sie, daß das die richtige Art ist, um eine Verlobte zu trauern?« fragte Zamorra verächtlich.
Darauf fletschte Flip Myers seine kräftigen Zähne und erwiderte: »Jeder trauert eben so, wie er's für richtig hält.«

***

Tagebucheintragung vom 8. Dezember.
Ich bin jetzt fast sicher, daß ich den Verstand verloren habe. Ein zwiespältiges Wesen ist aus mir geworden. Auf der einen Seite bin ich völlig normal. Niemand merkt mir an, was mit mir los ist. *Aber es gibt noch eine zweite Seite. Und diese beunruhigt mich so maßlos, daß ich mich allmählich vor mir selbst zu fürchten beginne.*

***

Gordon Sands musterte Bill Fleming mit einem nüchternen, aufgeschlossenen Blick. Scarlett York saß ungeduldig in ihrem Volkswagen und wartete darauf, daß der Journalist sich zu ihr setzte. Sie trommelte mit ihren schlanken Fingern auf das Lenkrad, holte dann eine Zigarette aus ihrer Handtasche, rauchte.
Bill lächelte den bekannten Journalisten freundlich an und meinte achselzuckend: »Vielleicht halten Sie mich für verrückt, Mr. Sands, aber ich habe mir in den Kopf gesetzt, Jagd auf diesen Mädchenmörder zu machen.«
Erstaunen lag mit einemmal in Sands Augen. »Sind Sie Detektiv oder so etwas?« fragte der Journalist verwundert.
Bill schüttelte den Kopf. »Ich bin Historiker und Naturwissenschaftler.«
Gordon Sands schmunzelte. »Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich Ihnen mit einem guten alten Spruch rate: ›Schuster, bleib bei deinen Leisten‹.«
»Ich verstehe, was Sie damit sagen wollen, Mr. Sands. Aber in diesem Fall hat das Sprichwort meiner Meinung nach keine Gültigkeit. Ich finde, wir alle - die ganze Stadt - sollten diesen Killer jagen. Wir sollten der Polizei, die Sie in Ihrem Artikel so scharf attackieren, helfen, dieses schwierige Rätsel zu lösen. Vielleicht darf auch ich ein Sprichwort zitieren: Viele Hunde sind des Hasen Tod.«

Sands lachte abgehackt. »Der Killer ist alles andere als ein Hase. Ich bin der Ansicht, daß es keinen Sinn hat, wenn sich gänzlich unqualifizierte Leute an dieser Jagd beteiligen. Lassen Sie die Polizei diese Arbeit tun. Mr. Fleming. Hobby-Detektive sind in diesem Fall absolut fehl am Platz. Letzten Endes würden Sie der Polizei ihre Arbeit mit Ihrer - unbestreitbar gutgemeinten - Hilfe nur noch mehr erschweren. Überlegen Sie doch mal, Mr. Fleming. Wie wollen Sie das fertigbringen, was nicht einmal die Polizei zustande bringt?«

»Ich maße mir durchaus nicht an, daß ich's allein schaffen kann«, erwiderte Bill.

»Na schön«, seufzte Gordon Sands. Er warf einen Blick auf seine Uhr. Er wollte nicht unhöflich sein, aber er hatte auch nicht die Absicht, sich von Bill Fleming noch lange aufhalten zu lassen. »Und wie kann ich Ihnen Ihrer Meinung nach helfen?«

»Haben Sie die drei toten Mädchen gesehen?«

»Natürlich. Ich war an allein drei Tatorten.«

»Sie haben grauenvoll ausgesehen, nicht wahr?«

»Das ist richtig.«

»Einer Ihrer Kollegen schreibt, daß diese Morde von einem Dämon, von einem Monster begangen wurden«, sagte Bill. »Was halten Sie davon, Mr. Sands?«

Scarlett drückte ihre Zigarette im Aschenbecher aus. Nun trommelte sie wieder mit den Fingern auf das Lenkrad. Für einen Einkaufsbummel hatte Gordon keine Zeit. Aber er hatte sehr wohl Zeit, sich mit diesem Mann zu unterhalten.

Gordon Sands lächelte überheblich. »Dämonen. Monster. Ich bitte Sie, Mr. Fleming. Die Konkurrenz schreibt manchmal das verrückteste Zeug. Ich halte das für einen blanken Unsinn. Es gibt keine Dämonen. Diese drei armen Mädchen wurden nicht von einem Monster gekillt. Es war ein Verrückter. Einer, der nicht ganz richtig im Kopf ist, verstehen Sie? Wir haben es hier mit einem Wahnsinnigen zu tun. Das ist meine ganz persönliche Meinung zu diesem Thema. Alles andere ist Käse.«

Scarlett startete den Motor.

»Sie müssen mich jetzt entschuldigen, Mr. Fleming«, sagte Sands und zuckte die Achseln. »Ich habe es eilig. Aber wenn Sie noch irgendwelche Fragen an mich haben… Ich stehe Ihnen morgen gern in meinem Büro zur Verfügung. Da können wir uns dann ausführlich über diesen gefährlichen Killer unterhalten. Einverstanden?«

Bill nickte. »Okay. Ich werde kommen.«

***

Um halb fünf begann es zu dämmern. In den Geschäftsstraßen flammte die weihnachtliche Beleuchtung auf. Die Autos fuhren mit

eingeschalteten Lichtern. In den Auslagen strahlten grelle Lampen. Neonreklamen taten ein übriges, um die Dunkelheit zu verbannen. In manchen Straßen war es beinahe taghell.

Jedoch nicht in allen.

Geduckt schlich ein Mann durch die dunklen Schluchten. Sein Gesicht war verzerrt. In den Augen glänzte eine abgrundtiefe Bosheit. Er fletschte die Zähne und stieß ein dämonisches Lachen aus. Speichel tropfte von seinen Lippen. Er war häßlich, hatte eine dicke Knollennase, Hängebacken und einen wulstigen Mund, vor dem sich alle Mädchen, die er zu küssen versucht hatte, ekelten. Keuchend rannte er durch Jackson Heights. Er suchte eine Frau. Eine, der er Böses antun konnte. Eine, die er quälen konnte. Eine, die für alles das büßen sollte, was ihm andere Frauen angetan hatten.

An der nächsten Ecke blieb der Mann kurz stehen. Er schaute sich um.

Plötzlich hörte er trippelnde Schritte. Da kam jemand. Blitzschnell zog sich der Mann unter einen düsteren Torbogen zurück. Mit angespannten Muskeln wartete er auf den Moment, wo er aus der Dunkelheit herausschnellen und über die Frau herfallen würde.

Nervös leckte sich der Mann die Lippen. Siedendheiß brodelte sein Blut durch die Adern.

Ein immer heftiger werdendes Brausen erfüllte seinen Kopf. Er war kaum noch fähig, zu denken. Die trippelnden Schritte wurden lauter, klapperten heran.

Der Mann keuchte schwer. Gleich. Gleich. Nur noch wenige Sekunden. Dann würde es passieren. Sein Herz machte wilde Sprünge in der Brust. Gleich war es soweit.

Auf einmal sagte die Frau etwas. Eine männliche Stimme antwortete ihr. Enttäuschung breitete sich auf dem Gesicht des Unholds aus. Das auserkorene Opfer war nicht allein, war in Begleitung eines Mannes. Der Unbekannte wollte seine Wut darüber laut herausbrüllen. Zornig biß er sich in die Lippen. Und er preßte sich eng in die dunkle Nische hinein, um von den beiden nicht entdeckt zu werden. Sie kamen an ihm vorbei. Eine vierundzwanzigjährige Frau und ein Mann, der sie um einen Kopf überragte.

Da ging das Opfer. Die Wut würgte den Attentäter.

Da ging sie, und er konnte ihr nichts tun, weil sie nicht allein war.

***

Zwei Straßen weiter hatte der Unhold dann aber doch Glück. Vor ihm ging eine Frau um die dreißig. Ihr war kalt, denn sie war nicht warm genug angezogen. Sie hatte den Kragen ihrer Kaninchenjacke hochgeschlagen, ging rasch und nach vorn gebeugt. Das Kopftuch, das sie trug, flatterte rastlos an ihrem Hinterkopf.

Das Jagdfieber trieb den Mann hinter seinem Opfer her. Eine Frau. Allein. Endlich.

Mit weiten, federnden Sprüngen lief er der Frau nach. Nur noch wenige Meter, dann würde er sie erreicht haben. Und dann…

Hölle und Teufel, es würde ihm ein Vergnügen bereiten, ihr das Gesicht zu zerfetzen. Mit einer fahrigen Handbewegung wischte er sich den Schweiß von der Stirn.

Drei Meter noch. Die Frau erreichte das Streulicht einer Laterne. Plötzlich hörte sie die Schritte ihres Verfolgers. Sie blieb stehen und wandte sich langsam um. Ihre Augen weiteten sich erschrocken. Ihre Wangen wurden blaß. Der Mann kam auf sie zu. Haß glühte in seinen Pupillen.

Das war kein harmloser Spaziergänger, der zufällig denselben Weg hatte. Das war aber auch kein Kerl, der durch die abendlichen Straßen streunte, um irgendeiner Frau, die allein war, die Handtasche zu entreißen.

Dieser Mann war nicht an ihrem Geld interessiert, das erkannte die entsetze Frau sofort. Dieser Mann wollte ihr Leben!

Er hatte die Rechte hinter seinem Rücken verborgen. Nun zeigte er seinem Opfer diese Hand. Die Frau stieß einen grellen Schrei aus. Die Rechte des Fremden war eine Tigerklaue.

Knurrend stürzte sich der Mann auf sein Opfer…

***

Sobald es Abend wurde, waren die Besatzungen aller Streifenwagen zu größter Aufmerksamkeit angehalten. Da der Mädchenmörder bereits dreimal in der Gegend von Jackson Heights zugeschlagen hatte, war das Polizeiaufgebot hier verdoppelt worden. Doppelt so viele Streifenwagen als sonst waren in den Straßen von Jackson Heights unterwegs, und die Besatzung der Patrolcars hielt zuverlässig die Augen offen. In einem von diesen ständig kreisenden Polizeiwagen saßen die Sergeants Waco und Johnson. Waco steuerte den Radio-Car. Johnson hörte sich an, was der Polizeifunk meldete. Er war knapp fünfzig, und seine Tochter war genauso alt wie Ethel Ambros gewesen war. Über Funk kamen eine Menge Meldungen: Raubüberfall in Steinway. Schlägerei in College Point. Messerstecherei in Corona. Das alles war alltäglich und keineswegs aufregend.

Johnson lehnte sich zurück. »Verdammt, wenn der Bursche mir vor die Kanone kommt, ich weiß nicht, ob ich mich dann beherrschen kann!«

Waco wiegte den Kopf. Er hatte graues Haar und buschige, nach oben gedrehte Augenbrauen. »Mach bloß keine Dummheiten, wenn's soweit ist, Mann.«

»Ich muß immer daran denken, daß eines von diesen drei Mädchen

ebensogut meine Sally gewesen sein könnte. Du weißt nicht, wie einem Vater bei solchen Gedanken zumute ist.«

Plötzlich wandte Johnson mit einem Ruck den Kopf. Ein Mann sprang mit hochwirbelnden Armen auf die Fahrbahn. Es sah fast so aus, als wollte er sich vor den Radio-Car stürzen. Wacos Fuß zuckte sofort zur Bremse. Der Streifenwagen stand auf kürzeste Distanz.

Johnson drehte das Fenster nach unten.

»Mein Gott, er bringt sie um!« schrie der Mann. Sein Gesicht war länglich und käsig. Die Augen sprangen ihm fast aus dem Kopf. Er keuchte aufgeregt.

Johnson sprang aus dem Patrolcar. »Was ist passiert?« fragte er hastig.

»Der Killer. Er ist über eine Frau hergefallen. Jetzt ringt sie mit ihm. Er will sie töten. Sie müssen schnell kommen und ihr helfen!« preßte der Mann bestürzt heraus.

Johnson zog seinen Dienstrevolver. »Gib's an die Zentrale durch!« verlangte er von Waco. Dieser nickte und griff nach dem Mikrophon.

»Zentrale, bitte kommen… Zentrale, bitte kommen…«

»Hier Zentrale.«

»Hier Wagen 23. Jim Waco…«

Johnson fragte den Augenzeugen: »Wo ist der Kerl?«

»Ich zeig's Ihnen.«

Die Männer rannten los. Waco machte seine Meldung ganz kurz, schnellte dann ebenfalls aus dem Streifenwagen und rannte mit gezogener Waffe hinter seinem Kollegen her.

Die Frau schrie gellend um Hilfe. Ihr Schrei zitterte durch die schmale Gasse. Der Schall flog wie ein Pingpongball von Hausfront zu Hausfront. Mit dem Mut der Verzweiflung setzte sich die Frau zur Wehr. Johnson drückte den Mann, der sie auf den Killer aufmerksam gemacht hatte, zurück. »Sie bleiben hier, verstanden? Keinen Schritt weiter.«

»Okay!« keuchte der Mann mit glänzenden Augen. Er hatte sowieso nicht den Mut, weiterzulaufen.

Johnson und Waco stürmten in die Straße hinein. Der mörderische Kampf spielte sich im Streulicht einer Laterne ab. Die Frau war bereits verletzt. Sie blutete aus einigen Wunden, aber es waren keine lebensgefährlichen Verletzungen. Sie hielt sich tapfer. Und nun nahte Hilfe.

»Weg von der Frau!« brüllte Johnson mit weit aus dem Hals tretenden Adern.

»Cool!« zischte Waco neben ihm besorgt. »Mensch, bleib cool. Wir dürfen ihn nicht wie einen räudigen Hund zusammenschießen!«

»Er hat's verdient!« knirschte Johnson. »Bei Gott, er hat's verdient.«

»Er kriegt seine Strafe. Aber nicht von uns!« sagte Waco eindringlich.

»Mann, wenn du jetzt durchdrehst, hängen sie dir ein Verfahren an... Hör auf mich, Kumpel. Versuch den Finger am Abzug stillzuhalten. Der Kerl ist keine Kugel wert!«

Die Frau fiel und kroch sofort schluchzend auf allen vieren davon. Der Mann mit der Tigerpranke starrte die Polizisten mit blutunterlaufenen Augen an. Ein heftiges Zucken lief über sein Gesicht. Mit einem wilden Schwung drehte er sich um und stürmte davon.

»Halt!« schrie Johnson.

»Stehenbleiben!« schrie Waco. Er gab einen Warnschuß ab. Zu Johnson sagte er: »Laß mich das machen. Schieß du lieber nicht!«

Sie liefen gemeinsam bis zu der Frau. Sie sackte soeben zusammen, bekam einen Weinkrampf, rollte sich auf den Rücken und heulte ohne Unterlaß.

»Kümmere dich um sie!« stieß Waco hastig hervor. »Ich hole mir inzwischen den verdammten Kerl!«

»Still!« sagte Johnson zu der nervlich völlig fertigen Frau. »Still! Es ist vorbei. Es kann Ihnen nichts, mehr passieren. Es ist ja alles in Ordnung.«

Waco rannte mit langen Sätzen hinter dem Fliehenden her. Der Unhold wechselte mehrmals die Richtung. Er schlug zwischen den eng beisammenstehenden Gebäudeblöcken blitzschnelle Haken, erreichte den Abstellplatz einer Autoreparaturwerkstatt. Hier wurden die Wracks deponiert. Der Kerl kletterte über die ausgeweideten Fahrzeuge. Knallrot war sein Gesicht. Sein Herz ging wie ein Dampfhammer. Jetzt hatte er Angst. Er wollte nicht gefaßt werden. Schluchzend kroch er über die rostzerfressenen Karren. Sein Hosenbein blieb an einem aufgebogenen Blech hängen. Er stürzte, kämpfte sich sofort wieder hoch, stampfte über Autodächer.

Waco blieb stehen.

»Halt!« schrie er, während er seine Waffe blitzschnell in Anschlag brachte. Seine Stimme peitschte wie ein Schuß über das Gelände.

Der Kerl kümmerte sich nicht um den Befehl des Polizisten. Waco zielte genau und setzte dann mit verblüffender Sicherheit eine Kugel vor die Beine des Fliehenden. Das Projektil ratschte über das Autodach und jaulte als Querschläger in die Dunkelheit hinein.

Der Unhold stieß einen entsetzten Schrei aus. Er verharrte mitten in der Bewegung, riß die Arme hoch und kreischte in panischer Angst: »Nicht schießen! Bitte nicht schießen!«

Waco lief auf den Autoberg zu. Seine Waffe zeigte ununterbrochen auf den Kerl. »Runterkommen!« keuchte der Cop. »Rasch! Rasch! Rasch! Na wird's bald?«

»Nicht schießen!« jammerte der Kerl. Tränen rollten über seine zuckenden Wangen.

»Na, komm schon, du verdammter Bastard!« schrie Waco wütend. »Sonst vergesse ich, daß ich Polizist bin!«

Schluchzend kletterte der Bursche über die Wracks. Jetzt klappte das weit weniger flott als zuvor. Er rutschte zweimal aus, knallte auf das Blech, stemmte sich ächzend wieder hoch, stieg mit schlotternden Knien zu dem wartenden Cop hinunter.

Waco hatte schon die Handschellen parat.

Aus nächster Nähe sah er sich die Tigerpranke an. Sie war selbstgebastelt…

***

Philip Ambros, der Bruder von Ethel Ambros, betrat schweren Herzens das Polizeirevier. Er war ein hagerer Bursche mit eingefallenen Wangen, eckigem Kinn und nirgendwo Fleisch an den Knochen. Er schnupfte ununterbrochen, als wäre er verkühlt. Seine Lippen waren dünn und blutleer. Es sah aus, als hätte er nicht mehr allzu lange zu leben. Die Augen lagen in dunkelgrauen Höhlen, wirkten stumpf. Der ganze Gesichtsausdruck drückte düsterste Resignation aus.

Ein Cop kam ihm entgegen.

Ambros hielt ihn auf. »Ach, bitte, zu Captain Ted Vicker. Wohin muß ich gehen?«

Der Uniformierte musterte Ambros kurz und erklärte ihm dann den Weg.

»Vielen Dank, Officer«, sagte dieser und ging weiter. Er war schlecht gekleidet, trug einen geflickten Pulli und ein zerschlissenes Jackett. Die Absätze seiner Schuhe waren schiefgelaufen und das Oberleder wies zahlreiche Sprünge auf. Mancher Penner war eleganter gekleidet als Philip Ambros.

Schwer seufzend gelangte er in den ersten Stock.

An einer Tür stand Vickers Name. Ambros fuhr sich mit seiner zitternden Hand über das Gesicht. Dann klopfte er zaghaft.

»Herein!« rief drinnen der Captain mit kräftiger Stimme.

Ambros erschrak. Es schien, als käme ihm jetzt erst zum Bewußtsein, was er vorhatte. Verwirrt starrte er den Türknauf an. Eine heiße Welle schoß ihm in den Kopf. Jetzt kannst du nicht mehr zurück, sagte er sich nervös.

»Ja?« rief der Captain drinnen ungeduldig.

Ambros drückte die Tür auf. Seine Miene war weinerlich. Krächzend sagte er, als er im Büro von Vicker stand: »Hallo, Captain. Ich… ich habe mit Ihnen zu reden.« Ambros räusperte sich. Die Worte würgten ihn. Sie krallten sich in seiner Kehle fest, schienen nicht heraus zu wollen. Aber sie mußten raus, verflucht noch mal. Er konnte sie nicht mehr länger für sich behalten. Sie machten ihn halb wahnsinnig. Er

mußte es dem Captain sagen. Er hatte keine andere Wahl. Er wollte endlich seinen Frieden bekommen. »Captain…«, stieß er mit bleicher Miene hervor. »Captain… Ich habe meine Schwester Ethel umgebracht…«

***

Tagebucheintragung vom 9. Dezember.

Gestern habe ich einen grauenhaft schaurigen Abend verlebt. Der, von dem ich nicht weiß, wer er ist und was er von mir will, macht sich nun schon mit kleinen gespenstischen Geräuschen bemerkbar. Er erschreckt mich auf der Straße und in meiner Wohnung. Ich spüre ihn ständig rings um mich. Er umlauert mich und beobachtet mich. Manchmal habe ich sogar das Gefühl, daß er nicht nur um mich, sondern auch schon in mir ist.

Ich wollte fortgehen, als er es in meiner Wohnung zu bunt trieb, aber er gestattete es mir nicht. O Himmel, ich fange zu begreifen an, daß es jemanden gibt, der mir Befehle erteilen kann. Und ich bin gezwungen, diesen Befehlen zu gehorchen. Wenn er nicht will, daß ich etwas tue, dann darf ich es nicht tun. Dann kann ich es einfach nicht.

Was will er von mir?

Warum versucht er mich mehr und mehr zu beherrschen? Wer ist er, den ich nicht sehen kann, der aber doch allgegenwärtig ist?

Der Teufel?

Mein Gott, zum erstenmal denke ich an ihn, und mir wird angst und bange dabei. Schweiß tritt mir auf die Stirn. Umschleicht der Teufel meine arme Seele? Kann er denn nicht warten, bis ich tot bin? Muß er sie sich jetzt schon holen? Und warum ausgerechnet meine Seele? Warum nicht die irgend eines anderen? Welches Kriterium ist dafür maßgeblich? Aus welchem Grund fiel seine Wahl ausgerechnet auf mich?

Andere würden sich vielleicht geehrt fühlen.

Ich nicht. Ich habe Angst vor ihm und seinen schrecklichen Gemeinheiten.

Wie soll es nur mit mir weitergehen?

Ich habe keinen eigenen Willen mehr. Er hat ihn mir genommen. Was zu tun ist, fängt jetzt er zu bestimmen an. Es erschüttert mich. Aber ich bin machtlos dagegen.

***

Philip Ambros trommelte mit seinen Fäusten auf seine hagere Brust und stieß schluchzend hervor: »Ich habe meine Schwester auf dem Gewissen, Captain. Sie müssen mich verhaften! Sie müssen mich einsperren! Ich bin ein Schwein. Ich verlange von Ihnen, daß Sie mich bestrafen. Ich brauche die Strafe. Ohne sie kann ich nicht mehr weiterleben.«

In sich zusammengesunken hockte Ambros wie ein Häufchen Elend auf dem Besucherstuhl. Ted Vicker musterte den dürren Kerl eine Weile schweigend.

»Warum haben Sie mir das nicht schon heute morgen gesagt, als ich bei Ihnen war?« fragte der Captain schließlich.

»Ich mußte erst mit mir klarkommen. Ich habe meine Schwester geliebt. Sie war ein herzensguter Mensch. Jeder hat sie gemocht. Wenn es mich nicht gäbe, wäre sie noch am Leben. O Gott, ich bin ja so schrecklich unglücklich, Captain. Ich kann's Ihnen gar nicht sagen. Es zerreißt meine Brust. Diese furchtbare Last erdrückt mich. Ich kann kaum atmen.«

Philip Ambros schlug die zitterigen Hände vors Gesicht und heulte laut.

»Nun beruhigen Sie sich erst mal«, sagte Ted Vicker beschwichtigend. »Soll ich Ihnen aus der Kantine was bringen lassen?«

»Ich brauche nichts. Nichts zu essen. Nichts zu trinken. Für ein Schwein wie mich ist es besser, zu verrecken!«

»Nun reißen Sie sich doch ein bißchen zusammen, Ambros.«

»Wie kann ich das denn? Ich bin ein Scheusal, Captain. Ich bin der widerlichste Dreck, den es auf dieser verdammten Welt gibt.«

»Ambros!« schrie Vicker ärgerlich in das Gejammer des Mageren. »Vielleicht kommen Sie endlich wieder zu sich!«

Philip Ambros knöpfte hastig sein zerschlissenes Jackett auf. Er warf es auf den Boden. Seine Augen glühten.

Er fegte den Pulliärmel am linken Arm hoch.

»Hier!« schrie er heiser. »Hier! Sehen Sie?« Seine Armbeuge war zerstochen. Ganz blau war sie. »Sehen Sie, Captain? Muß ich Ihnen noch sagen, was mit mir los ist? Ein gewissenloses Dreckschwein bin ich. Ein Parasit. Ein fauliges Krebsgeschwür. Ein süchtiger Bastard bin ich. Ethel hätte mich erschlagen sollen, als ich es ihr sagte. Aber sie hat mich geliebt. Und sie ist auf den Strich gegangen, um das Geld zu verdienen, das ich brauchte, um mir 'nen Schuß verpassen zu können. Sie ist meinetwegen zur Nutte geworden, Captain. Können Sie sich vorstellen, wie sie mich geliebt haben muß, um so etwas zu tun? Meinetwegen ist sie gestorben. Denn wenn sie nicht auf der Straße gewesen wäre, hätte diese Bestie sie nicht töten können. Ich habe sie zwar nicht mit meinen eigenen Händen umgebracht, aber ich habe es trotzdem getan.«

Wimmernd packte sich Ambros mit beiden Händen an die Kehle.

»Ich bin nicht wert, noch zu leben!« röchelte er, während er verzweifelt versuchte, sich zu erwürgen.

»Ambros!« schrie Vicker. »Ambros!«

Philip Ambros lief blau an.

»Ambros, hören Sie auf damit!«

»Ich… habe… kein Recht… zu leben!« gurgelte Ambros. Vicker sprang auf und lief um seinen Schreibtisch herum. Er packte hart nach Ambros' Armen.

»Sie verdammter Idiot!« schrie der Captain.

»Lassen Sie mich!« plärrte Ambros verzweifelt. »So lassen Sie mich doch. Irgend jemand muß mich doch bestrafen.«

Der Mann sank schluchzend zu Boden.

Ted Vicker eilte zum Telefon. Er nahm den Hörer von der Gabel. »Morton. Komm mal rüber.«

»Ich kann nicht mehr«, winselte Ambros. »Ich bin am Ende. Ich gehöre vernichtet, wie Dreck, den keiner haben will.«

Morton Bunckers kam in das Büro des Captain. Vicker sagte: »Schaff ihn zum Doktor. Er soll ihm was geben, was ihn wieder auf die Beine bringt. Aber paß gut auf ihn auf. Er ist so depressiv, daß er sich am liebsten den Schädel an der Wand einrennen möchte.«

Sergeant Bunckers zerrte den Schluchzenden hoch und brachte ihn aus dem Raum. Ted Vicker schüttelte berührt den Kopf. »Armes Schwein«, sagte er. Dann kehrte er an seinen Schreibtisch zurück.

***

Nicole Duval bereitete für »ihre Männer« ein Schnellgericht aus der Tiefkühltruhe zu. Nach dem Essen setzten sie sich im Livingroom zusammen. Bill Fleming mixte die Drinks. Zamorra blickte gedankenverloren in sein Glas. »Ein Phantom«, sagte er mit einer Stimme, die von weither zu kommen schien. »Wir sind hinter einem Phantom her. Keiner hat den Killer gesehen. Niemand weiß, aus welchem Grund er diese grausamen Morde begeht. Keiner kann sagen, wann er wieder zuschlagen wird.«

Nicole hob erstaunt eine Braue. »Du meinst, er wird wieder töten?«

»Wenn wir es nicht verhindern können, wird es mit großer Wahrscheinlichkeit wieder geschehen«, nickte Professor Zamorra.

Bill Fleming zündete sich nervös eine Zigarette an.

Zamorra fuhr fort: »Wer weiß, vielleicht ist er gerade jetzt, in diesem Augenblick, wieder unterwegs.«

Bill nahm einen kräftigen Zug von seiner Zigarette. »Es müßte uns gelingen, diesen Teufel irgendwie zu orten.«

»Das hört sich gut an, aber wie sollte das funktionieren?« fragte Nicole Duval.

Bill schaute den Parapsychologen an. »Könnte das nicht mit deinem Amulett klappen?«

Zamorra lächelte matt. »Ich schätze die Kräfte meines Talismans sehr, Bill. Aber ich weiß, daß auch ihm Grenzen gesetzt sind. Unmögliches kann ich damit nicht vollbringen.«

»Hast du's schon versucht?« fragte Bill eifrig.

»Es hat keinen Sinn, Bill.«

»Was macht es dir schon aus, es wenigstens zu versuchen, Zamorra!« drängte Fleming. »Müssen wir nicht *alles* unternehmen, um dieser

grausamen Bestie auf die Spur zu kommen?«

Zamorra nickte. »Okay. Mach das Licht aus, Bill. Vielleicht unterschätze ich die Kräfte meines Amuletts ausnahmsweise mal.«

Fleming flitzte hoch und löschte das Licht. Zamorra nahm das Amulett ab und legte es auf den Couchtisch. Ein fahler Schimmer erfüllte sogleich den Raum. Die Wände schienen mit einemmal zu fluoreszieren. Und dann wurden sie auf eine unerklärliche Weise transparent. Der matte Schein des Amuletts fiel auf Zamorras Gesicht. Es war nun starr wie eine Maske. Kein Muskel regte sich im Antlitz des Parapsychologen. Kaum ein Mensch konnte sich so intensiv konzentrieren wie er. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Man sah ihm an, daß er sich wahnsinnig anstrengte.

Bill drückte gespannt die Zigarette aus. Nicoles Atem ging schnell und flach.

Gebannt schauten Nicole und Bill Zamorra an.

Er öffnete den Mund. Unverständliche Silben kamen über seine Lippen. Er hatte sich selbst in Trance versetzt. Wenn Bill den Kopf hob und durch die transparenten Wände schaute, sah er die Gegend von Jackson Heights. Hier hatten Nadia Vega, Cora Perez und Ethel Ambros ihr Leben gelassen.

Jackson Heights.

Diesen Blick machte Zamorras Amulett möglich. Das war verblüffend, denn Bill Flemings Wohnung lag mitten in Manhattan.

Der Professor versuchte Kontakt mit dem Dämon zu bekommen. Sein Atem ging so schwer, als würde er eine zentnerschwere Last schleppen. Die Anstrengung grub tiefe, schattige Falten in sein Gesicht. Es hatte den Anschein, als würde er beängstigend rasch altern.

Seine Augen waren geschlossen, die Lider fest zusammengepreßt. Nur die Lippen öffneten sich immer wieder. Und Zamorra sprach mit einer fremden, gutturalen Stimme.

Nicole strich sich mit einer schnellen Handbewegung eine widerspenstige Haarsträhne aus dem Gesicht. Sie wandte den Blick nicht von ihrem Chef. Was ging hier vor? Hatte Zamorra mit dem unheimlichen Mädchenkiller Kontakt bekommen? Was waren das für fremdartige Laute, die da aus Zamorras Mund kamen?

Plötzlich hatte Bill eine Idee.

Er erhob sich vorsichtig, um Zamorra nicht zu stören. Hastig begab er sich nach nebenan, und als er wiederkam, stellte er einen kleinen Kassettenrecorder auf den Tisch. Er stöpselte das Mikrophonkabel in das Gerät, steuerte die Stimme des Parapsychologen aus und nahm alles das auf, was aus seinem Mund kam. Es war unverständlich, abgehackt, klang irgendwie böse, eigenartig aggressiv.

Irgendein anderer sprach aus Zamorra.

Und zwar in einer Sprache, die Bill und Nicole noch nie gehört hatten. Leise summend lief das Gerät. Zamorra brach seine unheimlich klingende Rede plötzlich ab. Steif saß er da. Die Wände verloren ihre Transparenz. Sie büßten auch ihren fluoreszierenden Schimmer ein. Es konnte nur noch wenige Sekunden dauern, bis Professor Zamorra aus seiner Trance erwachte. Gespannt warteten Nicole Duval und Bill Fleming auf diesen Augenblick.

Zamorras Atem ging jetzt regelmäßig und nicht mehr so heftig. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Dann schlug er die Augen auf. Bill schaltete das Tonbandgerät ab. Er sprang auf und lief zum Lichtschalter.

Zamorra blinzelte verwirrt. Sein Blick fiel auf das Gerät, das vor ihm stand.

»Ist es dir gelungen, Kontakt mit dem Dämon aufzunehmen, Chef?« fragte Nicole unruhig.

Der Parapsychologe hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«

»Kannst du dich entsinnen, wo du mit deinem Geist warst?«

»Ich war in Jackson Heights. Da, wo die drei Morde begangen wurden.«

»War der Dämon dort?« fragte Nicole aufgeregt.

»Ich dachte, wenn ich seine Spur finden könnte, dann dort«, gab der Professor zurück.

»Konntest du seine Spur finden?«

Zamorra schüttelte langsam den Kopf. »Das war mir nicht möglich. Vielleicht war ich ein kurzes Stück hinter ihm her, so genau weiß ich das nicht mehr. Dann riß die Verbindung ganz plötzlich ab. Alles war grau um mich herum. Diese häßliche Farbe schloß mich von allen Seiten ein. Ich fühlte mich von ihr gefangen. Ich fand keinen Ausweg, ging darin buchstäblich auf. Es schien mir, als ob mein Körper mit einemmal keine scharfen Konturen mehr hätte. Ich zerfaserte an meiner Oberfläche, ging eine eigenartige Verbindung mit dieser grauen Farbe ein, versteht ihr, wie ich das meine?«

Bill nickte hastig. »Dieses Grau… Das muß *er* gewesen sein.«

»Der Dämon?« fragte Nicole Duval erschrocken.

»Ja«, sagte Bill. »Und er ist mit Zamorra für kurze Zeit eine Verbindung eingegangen. Es war in dir«, sagte Fleming erregt. »Er hat aus dir gesprochen. Hör dir an, was er gesagt hat.«

Bill drückte auf den Wiedergabeknopf. Wieder erklangen diese eigenartigen, fremden, noch nie gehörten Laute. Abgehackte Silben. Verwischte Töne. Mit einer fremden, nicht menschlichen Betonung.

Zamorra hörte mit angespannten Zügen zu. Als die Aufnahme zu Ende war, fragte Bill: »Kannst du damit etwas anfangen?«

Zamorra schüttelte verwirrt den Kopf. »Ich habe absolut nichts verstanden.«

»Wollen wir es uns noch einmal anhören?«

»Ja. Bitte.«

Bill ließ das Band zurücklaufen.

»Scheint sich um eine Botschaft zu handeln«, sagte Nicole Duval. »Aber was ist das für eine Sprache?«

»Vielleicht eine verschlüsselte Botschaft«, meinte Bill. Sie hörten sich die Aufnahme achtmal an. Plötzlich ging Zamorra ein Licht auf.

»Sagt mal, habt ihr nicht auch den Eindruck, daß sich das so anhört, als würde jemand ein Tonband in der verkehrten Richtung abspielen?«

Bill nickte eifrig. »Jetzt, wo du's sagst, fällt es mir auch auf.«

»Wenn *wir* das Band nun verkehrt herum abspielen, müßten wir eigentlich verstehen können, was du ins Mikrophon gesprochen hast«, sagte Nicole.

Zamorra tätschelte ihre Hand und grinste. »Ist sie nicht ein kluges Mädchen, Bill?«

Fleming arbeitete mit flinken Fingern. Und dann lief das Band verkehrt durch das Gerät. Eine dumpfe, hohle Stimme sagte: »Wer stört hier meine Kreise? Wer versucht sich mit mir anzulegen? Ich bin der mächtige Drogan! In meinen heißen Dämonenadern rollt das Blut des Satans. Ich gehöre der ersten Sippe des Teufels an, wurde vom Fürsten der Finsternis gezeugt und in die Welt gesetzt, um Übles zu verrichten! Ich warne dich, der du es gewagt hast, dich an mich heranzutasten! Tu das nicht wieder, sonst zerfleische ich dich ebenso, wie ich diese Mädchen vernichtet habe!«

Danach hätte man eine Stecknadel fallen hören können.

»Drogan. Ein Sohn des Teufels«, sagte Zamorra. Er nickte grimmig. »Jetzt wissen wir wenigstens, mit wem wir es zu tun haben.«

***

Tagebucheintragung vom 10. Dezember.

Ich bin verloren. Jetzt ist es gewiß. Jemand hat von meiner Seele Besitz ergriffen und herrscht über sie. Was ich tue, wird nicht mehr von mir entschieden, sondern von ihm. Ich bin sein Sklave. Und wenn ich gegen seine Befehle aufbegehren will, quält er mich mit fürchterlichen Schmerzen, die ich kaum aushalten kann. So macht er sich mich gefügig.

Manchmal bemerke ich, daß ich Dinge tue, die ich früher niemals getan hätte.

Ich habe den Wunsch, Böses zu tun.

O mein Gott! Was ist nur aus mir geworden? Bin ich ein Scheusal? Meine Hände. Sie sind nicht mehr die meinen. Sie beginnen sich von Zeit zu Zeit mit schwarzen Haaren zu bedecken. An meinen Fingern wachsen Krallen. Das alles entsetzt mich so sehr. Von einer Sekunde zur anderen ist das schwarze Fell dann wieder weg, und ich habe auch keine Krallen mehr. Ich flehe dich an, Herr im Himmel. Verzeih mir meine bösen Gedanken. Wenn

es dich gibt, dann tu etwas für mich! Rette mich! Ich bin niemals ein schlechter Mensch gewesen! Ich will auch jetzt keiner werden! Aber ich erhalte Befehle, die ich nicht verweigern kann.

Gibt es dich überhaupt, Vater im Himmel? Oder bist du nur eine Erfindung von diesen verdammten Priestern?

Nein! O nein! Ich wollte das nicht schreiben. Ich habe das nicht geschrieben. Ich nicht. Er war es. Er verleugnet dich, o Herr. Ich glaube an dich, und ich weiß, daß du mich nicht kampflos hergeben wirst. Ich brauche dich, o Herr. Ich glaube an dich, und ich weiß, daß du mich nicht kampflos hergeben wirst. Ich brauche dich, o Herr. Noch nie hat dich ein Mensch so sehr gebraucht wie ich.

Laß mich nicht leiden. Ich halte diese Folter nicht mehr aus. Tu etwas. Befreie mich von diesen grauenvollen Todesqualen. Verhindere, daß ich Böses tue.

Tu endlich etwas, wenn du nicht willst, daß ich dich zum Teufel wünsche!

***

Auf den Schreck brauchten sie einen weiteren Drink. Zamorra leerte den Bourbon hastig in seine trockene Kehle. »Drogan«, sagte Nicole Duval. »Hast du diesen Namen schon mal gehört, Chef?«

Der Parapsychologe schüttelte bestimmt den Kopf. »Der Satan hat viele Söhne. Niemand kann sie alle kennen.«

»Weißt du, was ich mir denke?« sagte Bill Fleming aufgeregt. Er leckte sich hastig die Lippen.

»Was?« fragte Professor Zamorra und schaute den Freund erwartungsvoll an.

»Es ist dir gelungen, Kontakt mit dieser Bestie aufzunehmen. Du solltest es wieder versuchen.«

»Es ist ungemein kräfteraubend«, sagte Zamorra.

»Du müßtest ihn reizen«, sagte Bill voll Eifer. »Aus der Reserve locken müßtest du ihn, verstehst du? Ihn so wütend machen, daß er nicht mehr Jagd auf unschuldige Mädchen macht, sondern…«

»… sondern auf mich?«

»Ja«, nickte Bill Fleming hastig. »Wenn sich seine ganze Wut gegen dich richtet, wird er nicht zögern, dich frontal anzugreifen. Dann streift er den Mantel der Anonymität ab, und wir wissen, wie er aussieht und wie wir ihn bekämpfen müssen.«

Nicole Duval war sofort für Bills Vorschlag. »Das ist keine schlechte Idee!« sagte sie zu Zamorra. »Reize ihn. Mach ihn wütend. Verleite ihn zum Angriff, Chef.«

Zamorra nickte. »Okay. Ich kann's ja mal versuchen.«

Bill löschte erneut das Licht. Das Spiel begann von vorn. Aber Drogan hatte sich wirkungsvoll abgeschirmt. So sehr sich Professor Zamorra auch bemühte, an ihn heranzukommen, es gelang ihm nicht.

»Vergebliche Liebesmühe«, seufzte Zamorra nach dreißig Minuten härtester psychischer Anstrengung.

»Vielleicht sind deine Kräfte schon zu sehr erschöpft«, sagte Bill, der immer noch der Meinung war, daß sie das Rätsel auf diese Weise lösen konnten. »Vielleicht hast du morgen mehr Glück.«

»Ja«, sagte Professor Zamorra. »Vielleicht.« Aber er teilte Bills Ansicht nicht. Drogan hatte einen Schutzwall um sich herum errichtet. Die magischen Kräfte des Amuletts vermochten auf diese große Entfernung den Wall weder zu überwinden noch niederzureißen. Möglicherweise klappte das, wenn Drogan sich in Zamorras Nähe befand, denn dann ging nicht soviel wertvolle Energie in der Weite der vierten Dimension verloren.

Das Telefon schlug an.

Bill ging an den Apparat. »Für dich«, sagte er sogleich und hielt Zamorra den Hörer hin.

»Wer will mich…?«

»Ted Vicker.«

Zamorra nahm den Hörer entgegen. »Hallo, Captain.«

»Wir haben hier einen Kerl, der vor einer halben Stunde eine Frau überfallen hat, Professor. Mit 'ner selbstgebastelten Tigerpranke. Die Frau hat's überlebt. Der Bursche ist möglicherweise der gesuchte Killer.«

»Hat der Mann die drei Morde schon gestanden?«

»Ja. Wir brauchten ihm nicht mal arg zuzusetzen.«

Zamorra schloß die Augen. Er dachte an die selbstgebastelte Tigerpranke. Sie paßte nicht in das Bild, das er sich von dem Mädchenkiller gemacht hatte.

»Hören Sie, Professor, ich möchte, daß Sie sich diesen Mann mal ansehen«, sagte der Captain.

»Selbstverständlich.«

»Ich meine, wenn es Ihnen keine allzugroßen Umstände macht.«

»Nein, nein. Ganz bestimmt nicht. Ich komme gern«, sagte Professor Zamorra.

»Ich schicke Ihnen einen Wagen.«

»Ist nicht nötig. Ich nehme ein Taxi«, gab Zamorra zurück.

»Na schön. Dann übernehmen wir die Rechnung. Und… Professor…«

»Ja, Captain?«

»Vergessen Sie nicht, Ihr silbernes Zauberding mitzubringen.«

»Ganz bestimmt nicht«, erwiderte Zamorra und legte auf.

***

Tagebucheintragung vom 11. Dezember.

Ich bin verloren. Gott will nichts mehr von mir wissen. Er hat es abgelehnt, um meine arme Seele zu kämpfen. Ich bin besessen. Die

unsichtbare Macht breitet sich immer mehr in meinem Körper aus. Zuerst war sie nur zeitweilig mein Gast. Jetzt wohnt sie in mir. Ich habe kein Hausrecht mehr in meinem Körper. Er gehört mir nicht mehr. Ich werde hier drinnen nur noch als lästiger Untermieter geduldet.

Was geschieht, bestimmt der andere.

Ich habe ihn nach seinem Namen gefragt.

»Drogan!« hörte ich ihn sagen. »Aber es ist nicht mein Name, sondern der deine.«

»Das ist nicht wahr!« schrie ich verzweifelt.

»Doch. Denn ich bin in dir, und wir sind eine untrennbare Einheit geworden.«

»Das stimmt nicht!« rief ich bestürzt.

»Sieh auf deine Hände!« befahl mir der Grausame. Und ich mußte es tun.

»Es sind meine Hände«, sagte ich wütend.

»Paß auf. Gleich werden es meine Hände sein«, sagte der Teufel in mir. »Und dann wuchsen Haare aus meiner Haut, und an den Fingern bildeten sich diese abscheulichen Krallen, vor denen mich ekelte. Er lachte, daß mir kalte Schauer über den Rücken liefen. Du und ich. Wir sind Drogan!«

Ich kämpfte mit meinen letzten Kräften gegen diese unheimliche Übermacht an, aber mein Kampf war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Ich weinte. Und er lachte über mich. Ich hasse ihn und weiß, daß ich damit zugleich auch mich selbst hasse, denn ich bin er.

***

Der Mann hieß Oliver Dawton. Seine Tigerpranke lag auf Captain Vickers Schreibtisch. Ted Vicker umrundete den Gefangenen unentwegt. Dawton schaute phlegmatisch auf seine Hände. Der Captain schien ihn nicht zu interessieren.

»Warum haben Sie das getan, Dawton«, fragte Vicker mit fester Stimme.

Der Gefangene zuckte mit den kräftigen Schultern. »Ich mußte es tun. Es war ein… ein innerer Zwang. Es kam über mich. Ich konnte mich nicht dagegen wehren. Ich hasse alle Frauen. Jawohl, ich hasse sie! Herrje, was habe ich wegen der Weiber schon zu leiden gehabt. Ich kann sie nicht mehr sehen, verstehen Sie. Ich muß kotzen, wenn mir eine Frau begegnet. Sie gehören alle ausgerottet. Es sollte keine verdammten Weiber mehr auf dieser Welt geben!«

»Sie haben Nadia Vega, Cora Perez und Ethel Ambros getötet, sagten Sie.«

»Ja. Ja, das habe ich getan. Und ich bin stolz darauf, daß ich es getan habe.«

»Wie haben Sie es getan?« fragte der Captain schnell.

Oliver Dawton wies auf die Tigerpranke. »Ich hab's damit getan.«

»An dieser Pranke klebt nur das Blut von Susan Lory, der Frau, die

Sie heute abend überfallen haben!« sagte Captain Vicker scharf.

Dawton nickte. »Natürlich. Das ist doch ganz logisch. Ich hab' mir für jeden Mord eine neue Pranke gebastelt.« Der Gefangene fletschte haßerfüllt die Zähne. »Ich hab's ihnen damit gegeben, Captain. Die Kehle habe ich ihnen aufgerissen. Ein wahnsinniger Blutrausch erfaßte mich jedesmal. Ich war wie von Sinnen. Ein unvorstellbar herrliches Gefühl, sag' ich Ihnen. Es machte mich trunken vor Glückseligkeit.«

Der Captain schüttelte angewidert den Kopf.

Morton Bunckers trat in Vickers Büro. Ein Blick von ihm genügte. Der Captain ging zu ihm. Bunckers raunte ihm zu: »Professor Zamorra ist draußen.«

Ted Vicker nickte. »Paß auf diesen Verrückten gut auf.«

»Mach ich, Ted.«

Vicker verließ sein Büro. Zamorra stand vor der Tür und lächelte ihn freundlich an. »Geben Sie mir die Taxirechnung«, verlangte der Captain.

»Ich habe sie nicht mehr.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt…«

Zamorra winkte ab. »Ich bin nicht der arme Schlucker, für den Sie mich halten, Captain. Die Taxifahrt macht mich nicht bankrott. Wirklich nicht.«

Der Captain schaute Zamorra mit schmalen Augen an. »Sie haben es wohl gern, wenn jemand in Ihrer Schuld steht, wie?«

»Es täte mir leid, wenn Sie so empfinden würden. Ich habe das Angebot gemacht, Ihnen zu helfen…«

Der Captain hob die Hand. »Das Angebot kam von Bill.«

»Na, wenn schon. Ich hätte ja nicht zuzustimmen brauchen, oder?« Der Parapsychologe wies mit dem Kinn auf die geschlossene Tür. »Ist er da drin?«

»Ja. Sein Name ist Dawton. Oliver Dawton. Er ist verrückt.«

»Richtig verrückt?« fragte Zamorra verwundert.

»Ein Psychopath. Er haßt alle Weiber, sagt er. Die ganze Welt gehört von ihnen gesäubert.«

»Darf ich ihn sehen?«

»Natürlich. Aus diesem Grund habe ich Sie ja hergebeten.«

Sie betraten das Büro des Captain. Dawton stieß unflätige Flüche aus. Er ballte die Fäuste und zog schimpfend über die Frauen her. Zamorra trat vor den Mann hin. Dawton brach seine Rede jäh ab. Er wurde unruhig. Seine flatternden Augen turnten an dem hochgewachsenen Parapsychologen mißtrauisch auf und ab. Er wich beharrlich Zamorras Blick aus, rutschte auf dem Stuhl nervös hin und her und krächzte schließlich laut: »He, Captain! Wer ist der Mann? Verdammt noch mal, sagen Sie ihm, er soll mich nicht so anstarren! Was will er von mir? Sagen Sie ihm, er soll weggehen.«

Der Captain reagierte nicht auf Dawtons Geschrei. Er stand neben Morton Bunckers und ließ Zamorra tun, was er wollte.
Der Professor nahm seinen silbernen Talisman ab.
»Captain!« brüllte Oliver Dawton wütend. »Sagen Sie diesem Mann, er soll mir mit dem Ding vom Leib bleiben!«
»Halten Sie den Mund, Dawton!« herrschte Zamorra den Mann an.
Der Gefangene zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen. »Was haben Sie vor? Was ist das für ein Ding? Wollen Sie mich damit foltern? Captain! Captain! Das ist nicht erlaubt. Sie dürfen so etwas nicht zulassen! Ich kenne meine Rechte. Ihr dürft mich nicht foltern!«
Zamorra hielt das Amulett an der Kette. Er ließ es vor Dawtons zornsprühenden Augen hin- und herpendeln. »Fassen Sie es an, Dawton!« verlangte der Professor.
»Was ist das für ein Teufelsding?«
»Es besteht aus purem Silber.«
»Warum soll ich es anfassen?«
»Weil ich es von Ihnen verlange!«
»Was soll der Quatsch? Captain, sagen Sie, ist der Mann verrückt?«
»Fassen Sie das Amulett an, Dawton!«
»Nein! Nein! Nein! Teufel noch mal, Sie wollen mich verhexen!«
»Soll ich es Ihnen ins Gesicht schlagen?« fragte Zamorra schneidend.
Dawton erschrak. »Das dürfen Sie nicht! Wer sind Sie überhaupt? Verflucht noch mal, ich lasse mich von Ihnen nicht verhexen.«
»Zum letzten Mal, Dawton!« sagte Zamorra scharf. »Anfassen!«
Oliver Dawtons Hände schnellten vor. Seine Finger schlossen sich um den silbernen Talisman des Parapsychologen. »Da!« brüllte er wütend. »Nun haben Sie Ihren Willen.« Er riß die Hände zurück. »Und nun lassen Sie mich mit diesem idiotischen Amulett in Ruhe.«
Zamorra trat zwei Schritte zurück. Captain Vicker suchte die Augen des Professors. Seine Pupillen waren große, unübersehbare Fragezeichen. Zamorra schüttelte langsam den Kopf und wies dann auf die Tür. Der Captain verstand. Sie verließen den Raum. Draußen sagte Zamorra: »Was er Ihnen auch immer erzählt haben mag, er hat mit den drei Mädchenmorden nicht das geringste zu tun, Captain.«
Ted Vicker nickte mit zusammengepreßten Lippen. »Ich hatte es im Gefühl. Er hat von den Morden in der Zeitung gelesen, hat sich dann diese Pranke gebastelt und wollte die Morde des Mädchenkillers nachahmen. Das kommt immer wieder mal vor. Diese Leute reden sich so lange ein, daß sie die Taten - die in Wirklichkeit ein anderer begangen hat - gemacht haben, bis sie's selber glauben. Ich hatte von Anfang an den Eindruck, daß dieser Oliver Dawton nicht der Kerl ist, hinter dem wir her sind.« Der Captain lächelte matt. »Wäre auch zu schön gewesen, um wahr zu sein. Ich danke Ihnen jedenfalls für Ihre Hilfe, Professor.«

»Ich bitte Sie. Das war doch selbstverständlich.«

***

Tagebucheintragung vom 12. Dezember.

Er und ich. Ich und er. Wir.

Ich denke an seine Vernichtung. Er weiß darüber natürlich Bescheid. Keiner meiner Gedanken ist ihm fremd. Aber er unternimmt nichts gegen dieses Denken. Vernichten? Er lacht mich nur aus, denn er weiß, daß ich ihn nicht tödlich treffen kann, ohne nicht gleichzeitig auch mich damit tödlich zu treffen. Töte ich ihn, töte ich auch mich.

Aber ich will nicht sterben. Ich will mein Leben nicht verlieren, ich möchte es behalten.

Noch nie war mein Lebenswille so kräftig ausgeprägt wie jetzt. Ich muß lachen, während ich diese Zeilen schreibe. Natürlich lebe ich jetzt doppelt so gern. Das ist ganz logisch. Ich lebe für zwei.

Manchmal spricht Drogan mit mir. Er ist sehr klug. Viel klüger als ich. Ich darf mich jederzeit seines Geistes bedienen, denn es ist jetzt auch mein Geist.

Er erweckt den Wunsch in mir, böse Taten zu setzen.

Der letzte Funke des Guten in mir wehrt sich verzweifelt dagegen. Es hat natürlich keinen Sinn, denn ich werde tun, was Drogan von mir verlangt. Ich werde es tun ohne darüber nachzudenken, ob es richtig oder falsch ist. Ich werde ihm bedingungslos gehorchen. Und ich werde - so fürchte ich - Freude an meinen bösen Taten haben.

Vor wenigen Augenblicken erst sagte er zu mir: »Heute abend.«

»Was haben wir heute abend vor?« fragte ich ihn beunruhigt.

»Heute abend werden wir töten.«

»O… nein!«

»O ja!« sagte Drogan lachend. »Wir werden uns ein Mädchen suchen. Ein hübsches Mädchen. Und wir werden ihren Körper bis zur Unkenntlichkeit verwüsten.«

Das hat Drogan wörtlich gesagt.

Ich habe Angst vor dem Abend, denn ich weiß, daß ich dann zur reißenden Bestie werde…

***

Nolan Kerry, der Kollege von Gordon Sands, hatte zu Hause in seinem exquisit eingerichteten Apartment den Farbfernseher an, ohne jedoch hinzusehen. Der mittelgroße Journalist mit den blassen Wangen und den feingliedrigen, fast weiblichen Händen stand an der eingebauten Bar und mixte sich die vierte Bloody Mary: Ein Schuß Tomatensaft, sehr viel Wodka. Kerry war Junggeselle. Manchmal war er es recht gern. Aber dann gab es wiederum Abende, da machte ihn das Alleinsein fast verrückt. Zumeist fing er dann an zu trinken, und er trank so lange, bis er sich nicht mehr einsam fühlte, weil er überhaupt

nichts mehr fühlen konnte. In neun von zehn Fällen fand er dann nicht einmal mehr ins Schlafzimmer und schnarchte eben dort, wo ihn der Alkohol niederwarf. Im Fernsehen lief ein alter Film von Otto Preminger. Kerry hatte den Streifen schon zweimal gesehen und fand es wenig amüsant, ihn sich ein drittesmal anzusehen. Die Flimmerkiste lief lediglich deshalb, damit Kerry von diesem ekelhaften Gefühl der Einsamkeit nicht erdrückt wurde. Auf diese Weise hatte er wenigstens den Eindruck, jemand wäre in seiner Wohnung. Dann war es mit seinen Depressionen nicht ganz so schlimm.

Es klingelte.

Im Vorbeigehen drehte Nolan Kerry den Fernseher ab.

Als er die Tür aufmachte, stand Scarlett York, Gordon Sands Freundin, vor ihm.

»'n Abend, Nolan«, sagte sie. Es klang furchtbar verlegen.

»Scarlett!« staunte Kerry. »Was führt dich denn zu mir?« Er war entsetzlich nervös. Seit ihm Gordon dieses Mädchen vorgestellt hatte, wußte er, daß er in sie verliebt war. Und er wußte seither auch, warum er immer noch Junggeselle war: Weil ihm in seinem ganzen Leben kein Mädchen wie Scarlett York untergekommen war. Gordon war ein Glückspilz. Nolan hätte Scarlett vom Fleck weg geheiratet. Sie war das einzige, was Nolan seinem Freund und Kollegen jemals geneidet hatte.

»Scarlett!« sagte Kerry noch einmal.

Sie waren beide verlegen. Scarlett errötete. »Störe ich, Nolan?«

»Nicht sehr«, grinste Kerry. »Ich war gerade mit der weltbewegenden Tätigkeit des Drink-Mixens beschäftigt. Komm doch rein. Ich bin sicher, ich kann auch für dich noch ein paar Bloody Marys auftreiben.«

Kerry führte das Mädchen ins Wohnzimmer. Sie setzte sich seufzend aufs Sofa. Der Journalist schaute sie an. Scarlett wandte den Kopf zur Seite. »Sieh mich lieber nicht an.«

»Warum nicht?«

»Ich muß völlig verheult aussehen.«

»Du bist trotzdem schön. Scarlett«, sagte Kerry gepreßt. »Willst du nicht ablegen?«

Sie gab ihm ihren Kamelhaarmantel. Er stellte keine Fragen. Wenn sie sich ausweinen wollte, würde sie schon selbst damit anfangen. Er brachte ihr einen Drink und setzte sich dann zu ihr. Sie trank zuerst. Das ganze Glas leerte sie auf einmal. Dann nahm sie ihm sein Glas aus der Hand und leerte auch dieses.

Er lächelte unsicher. »Donnerwetter, was hast du vor?«

Ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen. »Es ist aus, Nolan. Ich glaube, es ist zu Ende.«

»Was ist zu Ende?«

»Die Liebesromanze mit Gordon Sands.«
Kerry riß die Augen auf. »Im Ernst? Habt ihr euch gezankt?«
Scarlett lachte gepreßt. »Gezankt? Wir haben uns gestritten, daß die Fetzen flogen, wie das so schön heißt.«
»Aber… aber weswegen denn?« fragte Kerry konsterniert. Eigentlich hätte er froh sein müssen, denn wenn Scarlett und Gordon auseinander gingen, war Scarlett für ihn frei, und er sehnte sich nach keinem anderen Mädchen so sehr wie nach Scarlett. Aber da war etwas, das ihm das Herz zusammenkrampfte. Er sah sie leiden. Und das schmerzte ihn seelisch genauso wie sie.
»Gordon hat keine Zeit mehr für mich«, sagte Scarlett mit weinerlicher Stimme. »Er vernachlässigt mich…«
»Er hat zur Zeit sehr viel Arbeit am Hals«, verteidigte Kerry den Freund, obwohl dies gegen seine Interessen war.
»Er war in letzter Zeit immer so furchtbar gereizt.«
Kerry nickte. »Das war er im Büro auch. Es sind die Nerven. Er ist überarbeitet.«
»Es ist nicht mehr auszuhalten mit ihm.«
»Es wird sich schon wieder alles einrenken. Fahr mit ihm in die Catskill-Berge, und du wirst sehen, er wird wieder ganz der alte sein.« Kerry erschrak. Mein Gott. Warum gebe ich ihr bloß solche Ratschläge? Bin ich denn von allen guten Geistern verlassen? Warum lasse ich dem Schicksal nicht seinen Lauf? Warum treibe ich nicht noch einen größeren Keil zwischen die beiden? Sie passen doch überhaupt nicht zusammen. Scarlett ist weich, zart, zerbrechlich. Gordon ist viel zu hart für sie. Scarlett und Gordon gehören nicht zusammen. Scarlett würde viel besser zu mir passen. Herr im Himmel, wenn ich es nur fertigbrächte, zu erreichen, daß sie mich liebt. Alles könnte sie von mir haben. Den Himmel auf Erden würde ich ihr bereiten. Sie müßte mich nur mögen. Meine Güte, das kann doch nicht so schwer sein.
»Nichts wird sich mehr einrenken, Nolan«, sagte Scarlett. Sie verlangte noch was zu trinken. Kerry beeilte sich, die Gläser erneut zu füllen.
Er dachte: Sie liebt dich. Zumindest aber mag sie dich. In ihrer Not hat sie sofort an dich gedacht. Sie ist zu dir gekommen, also bist du ihr nicht gleichgültig.
Sie tranken wieder.
»Ich bin ihm weggelaufen«, sagte Scarlett. »Ich habe ihm zwei Ohrfeigen gegeben und bin davongelaufen.«
»O Himmel. Warum zwei Ohrfeigen?«
Scarlett starrte in ihr leeres Glas. »Ich möchte nicht wiederholen, mit welchen Schimpfnamen er mich bedacht hat.«
»Mit Schimpfnamen?« fragte Kerry fassungslos. »Wie konnte er sich

nur so weit vergessen?«

Scarlett hob resignierend die Schultern. »Er konnte es eben. Weil er nichts mehr von mir wissen will.«

»Hat er das gesagt?«

»Nicht direkt.«

Sie hätte nach Hause gehen können, aber sie hatte es nicht getan. Sie war zu ihm gekommen. Kerry wertete das als ein gutes Zeichen. Er rechnete sich Chancen bei ihr aus. Aber sie mußte sich noch eindeutiger für ihn entscheiden. Und dafür wollte er ihr soviel Zeit lassen, wie sie brauchte.

»Ich bin nicht nach Hause gegangen«, sagte Scarlett, als hätte sie Kerrys Gedanken erraten, »weil ich nicht will, daß Gordon mich findet. Wenn sein Zorn verraucht ist, wird er mich vielleicht suchen. Ich will aber nicht von ihm gefunden werden, verstehst du das, Nolan?«

»Natürlich, Scarlett. Natürlich. Du kannst hier bei mir bleiben. Ich habe genügend Platz. Und Gordon wird nichts davon erfahren, wenn du es nicht möchtest.«

Scarlett legte Nolan die Hand auf die Wange. Ihm wurde sofort heiß. »Du bist ein Schatz«, sagte sie. »Komm, laß uns zusammen noch etwas trinken. Ich möchte Gordon Sands vergessen.«

***

Professor Zamorra ließ mit verdrossener Miene die Tür hinter sich zufallen. Nicole Duval und Bill Fleming waren sofort zur Stelle. Sie wollten hören, was es bei Captain Vicker gegeben hatte. Zamorra legte den Mantel ab. Im Wohnzimmer sagte er kopfschüttelnd: »Fehlanzeige.« Er erzählte den beiden von Oliver Dawton, der die drei Mädchenmorde unbedingt auf seine Kappe nehmen wollte. Er berichtete ihnen von dem Test mit dem Amulett und daß damit eindeutig erwiesen war, daß Oliver Dawton nicht jene Bestie war, die sie so unermüdlich suchten.

Nun schaute Zamorra seinem Freund ernst in die Augen. »Wir kommen genauso wenig vom Fleck wie die Polizei.« Der Professor rümpfte die Nase. »Es war ein bißchen voreilig von dir, so große Töne zu spucken. Was soll sich Ted Vicker nun von dir denken?«

»Ich bin nach wie vor der Meinung, daß du der einzige Mann in dieser Stadt bist, der diese Bestie zur Strecke bringen kann!« behauptete Fleming bestimmt.

»Ihn zu reizen hat nicht geklappt«, sagte Nicole Duval nachdenklich. »Also müssen wir die Sache anders anpacken.«

»Und wie?« fragte Bill.

»Wir müssen ihn ködern«, sagte Nicole. Es blitzte in ihren dunkelbraunen, hell gesprenkelten Augen. Zamorra wußte sofort, was

sie vorschlagen wollte. Und er wußte überdies, daß er diesen Vorschlag glattweg ablehnen würde. Da sagte Nicole schon: »Er hat drei Mädchen getötet. Er ist scharf auf Mädchen… Ich *bin* ein Mädchen!«

Fleming riß die Augen auf. »Herrje, hast du das gehört, Zamorra?«

»Ich würde mich als Köder zur Verfügung stellen«, sagte Nicole, und sowohl Zamorra als auch Bill Fleming wußten, daß sie das vollen Ernstes meinte. Und sie würde auch nicht kneifen, wenn es galt, diese Idee in die Tat umzusetzen.

Der Professor schüttelte sogleich heftig den Kopf. »Nein, Nicole. Das kommt überhaupt nicht in Frage.«

Nicole Duval hob trotzig ihr hübsches Köpfchen, denn sie war davon überzeugt, daß ihre Idee großartig war. »Und warum nicht?« fragte sie kämpferisch.

»Weil so etwas viel zu gefährlich wäre!« stellte der Professor fest. Und damit hatte es sich.

***

Tagebucheintragung vom 13. Dezember.

Ich habe es getan. Ich habe den Mord begangen, den mir Drogan befohlen hat.

Zunächst fürchtete ich mich vor dem Anbrechen des Abends. Als er dann aber näherrückte, merkte ich, wie meine Angst einem erwartungsvollen Prickeln wich. Sobald die Dämmerung einsetzte, erfaßte mich eine große Unruhe. Ich hielt es in meiner Wohnung nicht mehr aus. Es trieb mich auf die Straße, und ich sah die Menschen zum ersten Mal nicht mit meinen, sondern mit Drogans Augen - und… ich haßte sie! Haßte sie so sehr, daß ich sie leiden sehen wollte. Ich gierte nach dem Anblick ihres Blutes und verschwendete keinen Gedanken mehr daran, daß das unrecht war, so zu empfinden.

Stunden um Stunden lief ich durch finstere Straßen. Mein Opfer sollte etwas Besonderes sein. Ich wollte mit meinen Klauen nicht irgendeinen verkommenen Penner zerfleischen. Ich wollte ein junges, gesundes, blühendes Leben vernichten. Ein Mädchen sollte es sein. Bildschön und noch so weit weg vom natürlichen Tod, daß sie mein Auftritt in uferlose Panik versetzen würde.

Ich fand ein solches Mädchen.

Ihr Name war Nadia Vega. Sie war brünett, mittelgroß, zierlich, hatte schmale Schultern und das hübscheste Gesicht, das ich je gesehen hatte. Ihre rehbraunen Augen blickten offen und ehrlich in die Welt. Sie war wendig und vital. Gerade das richtige für mich.

Sie war Kassiererin in einem von diesen Kinos, in denen zwei Filme im gleichen Programm laufen. Die letzte Vorstellung lief. Nadia machte gewissenhaft ihre Abrechnung, während ich sie von der gegenüberliegenden

Straßenseite her belauerte.

Sie war beliebt bei den Männern. Ich belauschte zwei Gespräche. Daher kannte ich ihren Namen. Als sie ihre Abrechnung fertig hatte, übergab sie das Geld dem Kinobesitzer, kleidete sich an und machte sich auf den Heimweg.

Und wir waren auf ihren Fersen. Drogan und ich.

Wir - ihr sicherer Tod.

Ich verbarg meine Klauen in den Manteltaschen und ging etwas schneller, um sie einzuholen. Als sie meine Schritte vernahm, warf sie mir über die Schulter einen kurzen Blick zu. Ich ließ mir nicht anmerken, was ich vorhatte, täuschte sie mit einem freundlichen Lächeln, und sie lächelte ganz kurz zurück.

Noch war die Straße zu sehr belebt, als daß ich es hätte tun können. Ich mußte warten. Das fiel mir nicht leicht, denn mein Blut geriet immer mehr in Wallung. Vor allem Drogan war entsetzlich ungeduldig. Aber auch er sah ein, daß wir nicht vor allen Leuten über das bildhübsche Mädchen herfallen konnten.

Als ich neben ihr ging, sagte ich freundlich: »Zwei, die denselben Weg haben.«

Sie musterte mich, und ich stellte fest, daß ich bei ihr ankam. Das heißt, ich war ihr Typ. Das erleichterte mir mein Vorhaben natürlich ungemein. Ich biederte mich mehr und mehr an. Es gelang mir spielend, sie zu täuschen. Sie fiel so vorbehaltlos auf mich herein, daß es mich geradezu in Erstaunen versetzte. So durchschlagenden Erfolg hatte ich noch bei keinem Mädchen gehabt.

Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, weiß ich, daß Drogan meine männliche Ausstrahlung verstärkte und mich für dieses Mädchen unwiderstehlich machte.

Deshalb fiel es mir so leicht, mich an ihr Vertrauen heranzupirschen und es im Sturm zu erobern. Keinem anderen Mann hätte sie gestattet, daß er sie nach Hause begleitete. Mir aber gewährte sie diese Bitte sofort.

Ich redete albernes Zeug, um sie einzulullen. Bisher hielt ich es für einen aufgelegten Blödsinn, wenn jemand von Liebe auf den ersten Blick redete. Doch nun weiß ich, daß es so etwas sehr wohl geben kann. Ich sah Sie, und ich war sofort verliebt in Sie.

Nadia lachte silberhell.

Was ich gesagt hatte, tat ihr gut. Welches Mädchen hört so etwas nicht gern? Alle Frauen wollen begehrenswert sein.

Wir gingen nebeneinander durch Jackson Heights. Drogans Unrast wuchs. Ich konnte ihn kaum noch zurückhalten. Aber mir schien es für die Tat noch nicht einsam und auch noch nicht dunkel genug zu sein. Ich versuchte ihn hinzuhalten. Wir stritten uns in meinem Inneren, während ich meinen Mund Süßholz raspeln ließ.

»Sie würden mich glücklich machen, wenn ich Sie morgen wieder begleiten

dürfte«, sagte ich zu Nadia.

Sie hatte nichts dagegen.

Drogan und ich lachten innerlich. Morgen. Für Nadia würde es kein Morgen mehr geben. Sie war schon so gut wie tot. Daß sie davon keine Ahnung hatte, machte mich halb verrückt vor Freude.

»Es gibt doch hoffentlich keinen eifersüchtigen Freund, der mich wegen dieses harmlosen Vergnügens verprügeln möchte, oder?« fragte ich leichthin.

Sie lachte wieder so herzerfrischend hell. »Nein. Nein, zur Zeit gibt es einen solchen Freund nicht.«

Ich ließ meine Augen funkeln. »Dann… dann darf vielleicht ich diesen Platz einnehmen?« fragte ich hoffnungsvoll.

»Vielleicht«, sagte Nadia Vega, und daß hieß natürlich ja.

Wir bogen in eine dunkle Straße ein. Zwei Lampen waren hier ausgefallen. Ich wußte sogleich, daß ich Drogan jetzt nicht mehr länger zurückhalten konnte, und ich wollte auch selbst nicht mehr länger warten. Wir waren allein in dieser Straße. Ganz allein. Und es war finster. Idealere Bedingungen würde ich nirgendwo vorfinden. Also sollte es hier geschehen.

Ich blieb abrupt stehen. Auch Nadia ging nicht weiter. Sie wandte mir ihr anmutiges, unschuldiges Gesicht zu und blickte mich mit ihren großen naiven Augen fragend an.

»Was ist?« fragte sie mich verwundert.

»Du bist so schön, Mädchen«, sagten wir zu ihr. »So wunderschön.«

»Vielen Dank für das Kompliment«, lachte sie.

»Das schönste Mädchen bist du, das mir jemals begegnet ist.«

Sie hatte nicht die leiseste Ahnung, was ich mit ihr vorhatte. Ihre Augen waren voller Vertrauen zu mir. Sie fühlte sich von mir angezogen. Wenn ich sie in meine Arme genommen hätte, um sie zu küssen, hätte sie es widerspruchslos geschehen lassen. Aber ich hatte nicht die Absicht, sie zu küssen. Ich wollte sie töten.

»Du bist das richtige Mädchen für mich!« keuchte ich aufgewühlt.

Über ihr Gesicht breitete sich ein nettes Lächeln.

»Das richtige Mädchen«, knurrte ich. »Es gibt kein anderes, das ich so gern töten möchte wie dich!«

Für den Bruchteil einer Sekunde blieb das Lächeln noch auf ihrem Gesicht. Sie dachte wohl, sich verhört zu haben. Aber dann zeigte ich ihr meine schrecklichen Klauen, und da wußte sie, daß sie sich nicht verhört hatte. Namenloses Grauen verzerrte ihr bildhübsches Gesicht. Ich weidete mich an ihrer Todesangst.

Und als sie von mir fortlaufen wollte, riß ich ihr mit Drogans satanischer Gewalt das blühende Leben aus dem jungen Körper.

***

Am nächsten Morgen war Gordon Sands früher als alle anderen in

seinem Büro. Er redigierte seinen Artikel, brachte ihn in die Setzerei, besprach sich mit dem Metteur, stand neben der Setzmaschine, als sein Artikel gegossen wurde, half später beim Umbruch mit und kümmerte sich in der Chemigraphie um die Klischees. Erst als die Seite »stand«, kehrte Sands in sein Büro zurück. Sein Gesicht hatte einen bissigen Ausdruck. Aus diesem Grund mieden ihn die meisten seiner Kollegen an diesem Tag. Niemand war scharf auf einen Streit mit ihm. Er drückte sich einen schwarzen Kaffee aus dem Automaten, und als er diesen im Magen hatte, besserte sich seine Laune ein wenig. Nolan Kerry steckte seine Nase zur Tür herein. Er schmunzelte.

»Die anderen sagen, hier drinnen herrscht Gewitterstimmung.«

»Komm schon rein«, sagte Sands.

»Es wurde allgemein Sturmwarnung gegeben«, bemerkte Kerry und schloß die Tür hinter sich. »Und ich muß sagen, du siehst tatsächlich so aus, als würdest du nur auf ein einziges falsches Wort warten…«

Sands grinste. »Dann sag das Wort eben nicht.«

»Wie weiß ich, welches Wort es ist?«

»Ich kann es dir verraten!« knirschte Sands mit ärgerlicher Miene. »Das Wort heißt: Scarlett.«

»Was ist passiert?« fragte Kerry, obwohl er alles wußte.

»Sie ist mir weggelaufen«, knurrte Sands.

»Einfach so?«

»Natürlich nicht einfach so. Zuvor hatten wir einen heftigen Streit.«

»Worüber habt ihr euch gestritten?«

»Das weiß ich heute nicht mehr. Sicher war es eine von diesen blöden Auseinandersetzungen, die ganz harmlos beginnen. Später kann man nicht mehr sagen, wie es dazu gekommen ist. Es fällt ein Wort. Der andere kriegt es durch Zufall in die falsche Kehle. Gestern oder morgen hätte man darüber vielleicht gelacht. Aber in diesem entscheidenden Moment kriegt so ein Wort plötzlich Übergewicht. Und dann kommt es zu einer verdammten Kettenreaktion, die keiner wollte und die sich von niemandem mehr aufhalten läßt. Nun ja. Und dann ist es eben passiert. Aus der Mücke wird ein Elefant. Weitere Worte blasen diesen Elefanten auf. Plötzlich piekt jemand das Tier mit einer Nadel - und wumm… schon gibt es die schönste Explosion, die du dir vorstellen kannst.«

Kerrys Hände wurden feucht.

Eine Frage brannte ihm Löcher ins Gehirn. »Tut es dir leid, daß es gestern dazu gekommen ist, Gordon?« Es war eine entscheidende Frage für Kerry, denn die Antwort konnte ihm Scarlett in die bereitwillig offengehaltenen Arme treiben.

Sands zog die Brauen mürrisch zusammen und hob ärgerlich die Schultern. »Vielleicht tut es mir leid. Jedenfalls dachte ich das, als Scarlett aus meiner Wohnung stürmte. Ich trank einige Whiskys, um

mich zu beruhigen. Dann fuhr ich zu ihr. Aber sie war nicht zu Hause. Ich rief sie während der vergangenen Nacht mindestens zehnmal an. Sie hob nicht ab. Heute morgen dachte ich in aller Ruhe noch mal über die Angelegenheit nach. Ich hatte dazu bereits den nötigen Abstand, verstehst du? Und ich kam zu der Meinung, daß sie sich zum Teufel scheren soll.«

Nolan Kerry riß erschrocken die Augen auf. »Gordon.«

»Jawohl, ich wünsche sie in die Hölle!« knurrte Sands wütend. »Ich hatte genügend Zeit, um über Scarlett und mich gründlich nachzudenken. Im Grunde genommen passen wir überhaupt nicht zusammen. Das war von Anfang an unser Problem. Wir konnten es nicht meistern. Wir sind eben zu verschieden.«

Sands öffnete den Schreibtisch und stellte eine Whiskyflasche und zwei Gläser auf den Tisch. Er füllte die Gläser und trank. Danach grinste er kalt.

»Ich habe mit Scarlett nichts mehr zu schaffen, Nolan. Das müßtest du doch mit einer wahren Begeisterung aufnehmen. Du bist doch verschossen in das Mädchen. Okay. Ich gebe sie frei, erhebe keinen Anspruch mehr auf sie. Scarlett York ist wieder im Umlauf, Nolan. Such sie, und wenn du sie findest, darfst du sie für dich behalten. Ich will sie nicht mehr zurückhaben, und ich lege auch keinen Wert auf einen angemessenen Finderlohn.«

Kerry stürzte hastig seinen Whisky in die trockene Kehle. »Verdammt, Gordon, ich finde es schäbig, wie du jetzt über Scarlett redest.«

Gordon Sands lachte hart. »Ich habe zu allen Dingen meine eigene Meinung. Und über Scarlett denke ich eben *so*.«

»Ich sagte gestern scherzhaft, daß du sie nicht verdienst, Gordon«, gab Kerry entrüstet zurück. »Heute sage ich es noch einmal. Aber ich möchte nicht, daß du es jetzt als Scherz auffaßt. Du verdienst ein Mädchen wie Scarlett York wirklich nicht!« Mit einem wütenden Ruck wandte sich Nolan Kerry um und rannte aus dem Büro des Kollegen.

Sands lachte hinter ihm her.

Kerry konnte beim besten Willen nicht begreifen, was es dabei zu lachen gab.

***

Eine halbe Stunde danach betrat Bill Fleming Sands Büro. »Sie machten mir gestern den Vorschlag, ich dürfe Sie heute noch mal belästigen, Mr. Sands«, sagte der Historiker lächelnd.

Der Journalist nickte mit geschürzten Lippen. »Nur zu, Mr. Fleming. Nehmen Sie Platz. Ich vermute, Sie haben Ihre Absicht immer noch nicht aufgegeben.«

Bill schmunzelte. »Wenn Sie mich näher kennen würden, würden Sie

wissen, daß ich verflixt hartnäckig sein kann.«
»Nur Beharrlichkeit führt zum Ziel, Mr. Fleming.«
»Das ist auch meine Meinung.«
»Wissen Sie schon das Neueste?«
»Was?« fragte Fleming.
»Gestern abend hat ein Verrückter namens Oliver Dawton diese Mädchenmorde kopieren wollen.«
Bill staunte.
Gordon Sands meinte lächelnd: »Ich hatte ein Telefonat mit Captain Vicker. Er erzählte es mir.« Der Journalist verschränkte die Finger und lehnte sich zurück. »Nun erklären Sie mir einmal, wie Sie sich die Jagd auf den großen Unbekannten vorstellen, Mr. Fleming.«
Bill hob verlegen die Schultern. »Ehrlich gesagt, ich habe mir einen Tip von Ihnen erhofft.«
Sands lachte. »Von mir? Tut mir furchtbar leid, Sie enttäuschen zu müssen, aber ist Ihnen noch nicht der Gedanke gekommen, daß ich, wenn ich einen solchen Tip geben könnte, mich nicht schon längst an die Polizei gewandt hätte? Immerhin wäre das meine staatsbürgerliche Pflicht, und ich würde mich ihr auf keinen Fall entziehen. Niemand darf der Polizei Informationen vorenthalten, die dazu dienen könnten, ein Verbrechen aufzuklären.«
»Natürlich nicht«, sagte Fleming.
Sands breitete stumm die Arme aus.
»Sie sagten«, meinte Bill, »Sie seien an allen drei Tatorten gewesen.«
Sands nickte. »Mit einigen anderen Kollegen. Auch die Konkurrenz schläft nicht.«
»Sie haben diese Opfer gesehen.«
»Ja, Mr. Fleming. Die Mädchen sahen grauenhaft aus.«
»Gibt es Aufnahmen davon?«
»Wollen Sie sie wirklich sehen?« fragte der Journalist. Er hob eine Hand. »Ich warne Sie. Man muß einen guten Magen haben, um die Aufnahmen verkraften zu können.«
Bill nickte schnell. »Ich *habe* einen guten Magen, Mr. Sands.«
Der Journalist holte die Fotomappe aus dem Schreibtisch und stellte zum zweiten Mal die Whiskyflasche heraus, denn er rechnete damit, daß Fleming hinterher einen Schluck nötig haben würde.
»Die Aufnahmen sind so schlimm, daß wir sie unseren Lesern nicht zumuten konnten«, sagte Sands.
Bill wies auf die Mappe. »Darf ich?«
»Aber natürlich.« Sands goß Whisky in die beiden Gläser, die er erst vor wenigen Minuten ausgewaschen hatte. Bill Fleming nahm die Fotomappe an sich, schlug sie auf und sah sich die Aufnahmen an. Gestochen scharfe Bilder. Schon das erste Foto war ein Schock für den Historiker. Er dachte unwillkürlich an Ethel Ambros, die er im

Leichenschauhaus gesehen hatte. Nadia Vega war jedoch noch wesentlich übler zugerichtet worden.

Erschüttert gab er die Mappe zurück, als er sich das letzte Bild angesehen hatte. Gordon Sands schob ihm wortlos den Whisky zu. Bill nickte stumm und trank.

»Verstehen Sie jetzt, weshalb ich die Polizei so scharf attackiert habe, Mr. Fleming? Dieser Bestie darf kein viertes Mädchen zum Opfer fallen. Ich bin der Ansicht, daß drei Morde schon um genau drei Morde zuviel sind. Deshalb dränge ich darauf, daß Captain Vicker - den ich übrigens persönlich sehr schätze - abgelöst wird. Teufel noch mal, es muß doch in dieser Riesenstadt *einen* Polizisten geben, der mehr Erfolg hat als Ted Vicker!« Sands lächelte vage. »Ich weiß natürlich auch Ihr Engagement zu schätzen, Mr. Fleming, aber glauben Sie mir, wenn nicht einmal ein so großer Polizeiapparat etwas gegen den Mädchenkiller ausrichtet, stehen Sie allein noch wesentlich auffallender auf verlorenem Posten.«

Bill drehte das Glas in seinen Händen. »Nun, so allein, wie Sie denken, bin ich nicht, Mr. Sands.«

Der Journalist hob den Kopf. »Ach, Sie haben sich mit ein paar Gleichgesinnten zusammengetan?«

»So könnte man es ausdrücken. Ich würde Sie gern mit diesen Leuten bekanntmachen, Mr. Sands. Sie als Journalist sind doch ständig auf der Suche nach einer guten Story. Vielleicht bekämen Sie eine solche, wenn Sie sich mit meinen Freunden unterhielten.«

Sands wiegte den Kopf. »Ich muß gestehen, das hört sich nicht uninteressant an, Mr. Fleming.«

In Bills Augen glänzte der Eifer. Er hakte sofort nach, nannte dem Journalisten seine Adresse und fragte dann schnell: »Wann können Sie kommen?«

Sands warf einen Blick auf seinen Terminkalender. »Heute ist es mir leider unmöglich.«

»Und wie steht's mit morgen?«

»Morgen? Warten Sie mal. Morgen könnte ich einen solchen Besuch noch unterbringen.«

»Fein. Dann erwarte ich Sie morgen. Vormittag?«

»Okay.«

»Die Zeit, die Sie dafür erübrigen, wird sich garantiert lohnen.«

Sands lachte. »Das hoffe ich, Mr. Fleming. Und ich wünsche Ihnen für Ihr Vorhaben - obgleich ich nicht glauben kann, daß Sie welchen haben werden - viel Erfolg.«

***

Im Mordfall Ethel Ambros gab es zwar keine Augen-, dafür aber mehrere Ohrenzeugen. Diese suchten Nicole Duval und Professor

Zamorra der Reihe nach auf. Es war Nicole, die den Vergleich aussprach: »Es ist, als würden zwei Hammel auf einer Wiese weiden, die bereits mit einem Rasenmäher abgefahren wurde. Die Polizei war überall schon vor uns da. Es gibt nichts mehr, was uns noch sättigen könnte, Chef.«

»Wir machen trotzdem weiter«, sagte Zamorra.

»Und aus welchem Grund?«

»Ich möchte mir meine eigene Meinung bilden. Es genügt mir nicht, mir anzuhören, was Ted Vicker über diese Einvernahmen sagt. Er erzählt sie mir subjektiv und filtert - vielleicht ganz unabsichtlich - alles das heraus, was seiner Meinung nach nicht von Bedeutung ist. Ich will von der Quelle trinken. Nicht aus dem Bach, in den möglicherweise schon einige Abwässer geleitet wurden.«

Der letzte auf der Liste, die ihnen Ted Vicker ausgehändigt hatte, war ein Mann namens Frank Carras. Ein Trunkenbold mit glasigen Augen und braunen Tabakzähnen. Er begegnete Nicole und Zamorra zunächst mit sichtlichem Mißtrauen. Aus seinem Mund wehte eine umwerfende Alkoholfahne. Er taute langsam auf.

»Ich lag schon im Bett«, sagte Carras mit seiner gedämpften Whiskystimme. »Ich war gerade dabei, einzuschlafen, überlegte noch, woher ich das Geld für die nächster Unterhaltszahlung, die meine Alte bekommt, nehmen sollte. Da schrie dieses Mädchen plötzlich so entsetzlich, daß ich davon die Gänsehaut bekam. Leute, ich bin bestimmt kein religiöser Mensch. Eine Kirche habe ich vor zehn Jahren zum letzten Mal von innen gesehen. Aber als ich diesen grauenvollen Schrei hörte, schlug ich augenblicklich das Kreuz.«

»Warum haben Sie das getan?« fragte Nicole.

»Ich hatte das Gefühl, der Teufel wäre in meiner Nähe.«

»Was machten Sie, nachdem Sie sich bekreuzigt hatten?« wollte Nicole wissen.

»Ich brauchte eine ganze Weile, um mich zu sammeln. Ein gewaltiger Schock war mir in die Glieder gefahren.« Carras wies auf sein Herz. »Die Pumpe wäre vor Schreck beinahe stehengeblieben. Danach ratterte sie so heftig, daß ich dachte, in der nächsten Minute würde mir das Herz zum Mund heraushüpfen. Ich rannte zum Fenster. Sie lag auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Ich hörte das Knurren des Killers, konnte ihn aber nicht sehen. Er war nicht mehr bei seinem Opfer, sondern lief bereits davon.«

»Haben Sie seine Schritte gehört?« fragte Zamorra.

»Ich glaube ja.«

»Was waren das für Schritte?«

»Na, Schritte eben.«

»Waren es die Schritte eines schweren Mannes?« wollte Zamorra wissen.

»O nein. Schwer war der Kerl bestimmt nicht. Der flog förmlich über den Asphalt.«
»Sie haben nicht die geringste Ahnung, wie der Killer aussah?« fragte Nicole.
Carras schüttelte heftig den Kopf. »Nein, Miß. Das sagte ich bereits der Polizei. Ich hab' ihn nicht gesehen. Nur gehört.« Frank Carras räusperte sich verlegen…
»Ehrlich gesagt, ich bin beinahe froh, daß ich den Burschen nicht zu Gesicht bekommen habe. Wer weiß, was der mit mir gemacht hätte, damit ich der Polizei nicht verraten konnte, wie er aussieht.«
Zamorra bedankte sich für das Gespräch. Als er mit Nicole wieder auf der Straße stand, machte er ein unzufriedenes Gesicht. All die Fragen, die sie den Ohrenzeugen gestellt hatten, hatten sie nicht den kleinsten Schritt weitergebracht. Nicole Duval schob ihren Arm unter den von Zamorra.
»Kein Mensch weiß, wie der Mann aussieht«, sagte sie. »Das ist ein unwahrscheinlich großer Vorteil für ihn. Er könnte uns jetzt in dieser Straße entgegenkommen. Wir würden nicht wissen, daß er der Mann ist, hinter dem wir so verbissen her sind.«
»Erzählst du mir das, um mich aufzuheitern?« fragte Zamorra zähneknirschend. Er hielt nach einem Taxi Ausschau, während sie langsam die Straße entlanggingen.
»Ich sage dir das, damit du endlich auf den Vorschlag zurückkommst, den ich gestern gemacht habe«, erwiderte Nicole Duval.
Der Parapsychologe schüttelte sofort wieder den Kopf. »Du als Köder für diese Bestie! Das kommt überhaupt nicht in Frage, Nicole. Ich sagte es schon mal: Das ist viel zu gefährlich.«
»Ist es nicht, wenn wir es klug anstellen, Chef«, drang Nicole hartnäckig weiter in den Professor. »Ich sehe keine andere Möglichkeit, diesen Killer zu entlarven.«
Zamorra kräuselte die Nase. Er schaute Nicole nervös an. »Was soll das heißen - wenn wir es klug anstellen?«
»Die Sache wäre bestimmt nur halb so gefährlich für mich, wenn du mir dein Amulett leihst«, sagte Nicole.
Da kam ein Taxi. Zamorra winkte. Der Wagen blieb stehen. Sie stiegen ein. Zamorra nannte Flemings Adresse. Das Yellow-Cab setzte sich in Bewegung. Zamorra fing an zu grübeln. Nicole wertete das als ein gutes Zeichen. Jetzt sagte er nicht mehr nein und basta. Er überlegte sich die Sache, wog Für und Wider ab - und würde dann seine unumstößliche Entscheidung fällen. Bevor es dazu jedoch kam, legte Nicole noch etwas auf die Waagschale, das zu ihren Gunsten Gewicht machte.
Sie sagte: »Du und Bill könntet euch ganz in meiner Nähe aufhalten. Ihr könntet - während ich den Lockvogel spiele - auf mich aufpassen.

Ich würde mir das sogar ausbedingen. Sollte sich der Unhold dann an mich heranmachen, könntet ihr ihn möglicherweise schon schnappen, ehe er mich erreicht hat. Und sollte euer Rettungsmanöver etwas länger dauern, dann wird mich dein Amulett solange vor diesem Monster beschützen.«

Es fiel Zamorra nicht leicht, zuzugeben, daß Nicole recht hatte. Aber mehr und mehr gewann auch er die Überzeugung, daß dies die, einzige Chance war, des gefährlichen Killers habhaft zu werden.

Er nickte. Und er hatte das Gefühl, ein harter Eisenring engte seinen Brustkorb ein, als er entschied: »Na schön, Nicole. Wir wollen es versuchen. Und wir wollen hoffen, daß die Sache gutgeht.«

***

Tagebacheintragung vom 14. Dezember.

Keine Reue. Im Gegenteil. Ich schwimme in einem Meer von euphorischen Gefühlen. Ich werde es wieder tun, denn es bereitet mir größtes Vergnügen. Ich fiebere förmlich der nächsten Nacht entgegen. Drogan lobt mich, weil ich mich so bedingungslos auf seine Seite gestellt habe. Er ist sehr zufrieden mit mir. Wir lachen und scherzen. Er ist mein Freund. Es fällt kein hartes Wort mehr zwischen uns, denn wir sind nicht mehr verschiedener Meinung.

Wir haben nur noch eine Meinung.

Drogans Meinung.

Wir unterhalten uns den ganzen Tag über Nadia Vega und amüsieren uns darüber, wie wir sie getäuscht haben. Wir sprechen die Tat in allen Einzelheiten durch und ergötzen uns noch einmal daran.

Hier beende ich vorläufig meine Eintragung.

Ich werde sie fortsetzen, nachdem ich nach Hause gekommen bin, denn es treibt mich jetzt aus der Wohnung. Es beginnt schon zu dämmern. Meine Zeit ist wieder angebrochen…

Welch ein grandioses Blutfest haben wir beide schon wieder gefeiert.

Im Augenblick bin ich davon noch ganz überwältigt. Wir machten es ähnlich wie bei Nadia Vega. Drogan ebnete mir wieder den Weg zum Herz meines Opfers. Ihr Name war Cora Perez. Ein hübsches Ding. Neunzehn Jahre alt. Gertenschlank. Ballettänzerin. Sie hatte einen kleinen Auftritt in der Metropolitan Opera. Voll Stolz erzählte sie mir davon. Sie dachte, sie hätte noch eine große Karriere vor sich. Ich hätte vor Lachen beinahe laut herausgebrüllt. Du meine Güte, wie viel sie von der Zukunft sprach. Von einer Zukunft, die es für sie nicht mehr gab.

Sie war ebenso schön wie Nadia.

Ihre Nase war klein und ein wenig nach oben gedreht, was jedoch nicht störte. Ihre meergrünen Augen leuchteten wie zwei Lämpchen in ihrem schmalen Gesicht, das von wallendem rotem Haar umrahmt war. Unwahrscheinlich gelenkig war sie, die kleine Balettratte. Ich sah sie aus einem Wagen steigen. Eine Freundin, die den gleichen Weg gehabt hatte,

hatte sie bis Jackson Heights mitgenommen. Von da hatte sie nur noch ein paar Straßen bis nach Hause. Nur noch ein paar Straßen. Aber dazwischen lag die Ewigkeit für Cora Perez.

»Wann treten Sie wieder in der Oper auf?« fragte ich sie scheinheilig.

»Übermorgen.«

»Und was gibt's zu sehen?«

»Schwanensee.«

»Ob es noch Karten gibt?« fragte ich. »Ich würde Sie mir furchtbar gern ansehen.«

»Wenn Sie das wirklich wollen«, sagte das Mädchen mit strahlenden Augen, »könnte ich eine Karte für Sie an der Kasse hinterlegen.«

»Oh, damit würden Sie mich außerordentlich glücklich machen«, heuchelte ich, während meine Augen die Straße auf und ab huschten. Niemand war zu sehen. Drogan meinte, ich sollte es jetzt tun, eine bessere Gelegenheit würde sich uns kaum noch bieten. Ich sagte: »Okay, Drogan. Ich mach's.«

Cora Perez schaute mich verwirrt an. »Wie bitte?«

Ich lächelte gewinnend. »Ich sagte, ich mach's.«

»Was machen Sie? Wer ist Drogan?« fragte mich das Balletthäschen verwundert.

»Ich bin Drogan«, sagte ich amüsiert.

»Und was wollen Sie tun?«

»Dich umbringen, mein Herz«, sagte ich und riß meine zotteligen Pranken aus den Manteltaschen. Liebe Güte, der Anblick meiner fürchterlichen Krallen entsetzte sie so sehr, daß sie beinahe in Ohnmacht gefallen wäre. Ich verletzte sie mit dem ersten Hieb schon schwer, aber die Kleine war zäh. Viel zäher als Nadia Vega. Sie hatte viel zu leiden, und es bereitete mir ein höllisches Vergnügen, ihr dabei zuzusehen.

Denn: Ich bin Drogan!

***

Captain Vicker kritzelte Männchen auf ein Blatt Papier. Morton Bunckers war bei ihm. Es war den beiden gelungen, Philip Ambros zu einer Entziehungskur zu überreden. Oliver Dawton war in eine psychiatrische Klinik eingeliefert worden. Da der Polizei-Psychiater Terence Collins für voll zurechnungsfähig erklärt hatte, würde ihn vor Gericht die Strafe mit ihrer ganzen Härte treffen. So weit, so gut. Die Nebenerscheinungen, die von den drei Mädchenmorden heraufbeschworen worden waren, waren eliminiert.

Bleibt nur noch eines zu tun - und das nach wie vor -: den Killer zu fassen.

»Seit 48 Stunden kein weiterer Mord mehr«, sagte Morton Bunckers.

»Dem Himmel sei dafür gedankt«, sagte Ted Vicker.

»Der Killer scheint so etwas wie 'nen Waffenstillstand beschlossen zu

haben.«
»Meinst du?« fragte Vicker ungläubig.
Der Sergeant fuhr sich durch das ölige Kraushaar. »Vielleicht reichen ihm die drei Morde. Wer weiß.«

***

Die drei Morde reichten ihm nicht.
Sobald die Dämmerung einsetzte, wuchsen ihm seine entsetzlichen Klauen. Wie von Furien gehetzt stürmte er aus der Wohnung, die häßlichen Pranken in den Manteltaschen vergraben. Es gefiel ihm, daß eine Weltstadt wie New York vor ihm Angst hatte. Sein Bestreben ging dahin, sich unauslöschlich in die Gehirne der Bewohner dieser Metropole einzuprägen. Keine Tat konnte scheußlich genug sein. Und jeder neue Mord war ein Schritt, der ihn seinem Ziel einen großen Schritt näher brachte.
Erschauern sollten sie vor ihm.
Schlottern sollten sie, wenn von ihm die Rede war. Würgende Angstzustände sollten die Menschen bekommen, wenn sie nur an ihn dachten.
Er wußte, daß er die Fähigkeit besaß, dieses Ziel zu erreichen, denn er war der Sohn des Teufels. Welcher armselige Mensch hätte ihn auf seinem Siegesmarsch aufhalten sollen?
An diesem Abend war er wieder unterwegs, um sich ein neues Opfer zu suchen. Sein viertes. Er war davon überzeugt, daß es für ihn auch diesmal keine Schwierigkeiten geben würde.
Drogan erreichte alles, was er erreichen wollte.

***

Professor Zamorra hatte sich einen Leihwagen besorgt. Nun saß er in dem ockerfarbenen Volvo, lenkte das Fahrzeug mit einer Hand, während er mit der Linken das Sprechfunkgerät an seinen Mund hielt. Der Volvo rollte im Schrittempo durch die dunkle Straße. Nicole Duval trippelte unermüdlich den Bürgersteig entlang. Der Parapsychologe ließ seine Assistentin keine Sekunde aus den Augen. Ein dicker Kloß steckte in seinem Hals. Er konnte ihn nicht loswerden. Es war die Sorge um Nicole, die hier so unerschrocken den Köder spielte, ohne sicher sein zu können, daß das Amulett, das sie um den Hals trug, sie auch tatsächlich ausreichend vor dem Mädchenkiller beschützen würde.
»Bill!« sprach Zamorra in das Walkie-Talkie.
»Ja?« quakte Flemings Stimme aus dem Gerät.
»Alles okay bei dir?« fragte Zamorra. Flemings Wagen rollte zur Zeit die Parallelstraße entlang.
»Keine besonderen Vorkommnisse«, sagte Bill. »Und wie ist's bei dir?«
»Außer Nicole kein Mensch zu sehen«, sagte Zamorra.

»Ich bewundere Nicoles Mut.«
»Ich auch«, meinte Zamorra.
»Natürlich verläßt sie sich auf uns. Ich meine, sie rechnet fest damit, daß wir sie aus der Klemme schon raushauen, bevor sie noch richtig drinnen steckt.«
»Wir werden sie nicht enttäuschen«, gab Zamorra zurück. »Ich melde mich in ein paar Minuten wieder. Ende.«
»Okay. Ende.«

***

Jackson Heights. Drogan wußte nicht, warum es ihn immer ausgerechnet hierher zog. Er hätte überall in New York zuschlagen können, aber das tat er nicht. Er wollte es in Jackson Heights tun. Ein dämonisches Grinsen huschte über sein Gesicht. Die Polizei war ratlos. Drogan lachte. Er hatte die Absicht, die Polizei lächerlich zu machen. Er wollte auf der Nase von Captain Vicker tanzen.
Zwei Mädchen kamen ihm entgegen.
Er blieb stehen. Die beiden diskutierten ein ernstes Problem. Er lächelte, als ihn eines der beiden Mädchen mit einem kurzen Blick streifte. Ihre Augen wischten an ihm vorüber, kehrten dann aber wieder zu ihm zurück. Ihr Blick zeigte Interesse. Drogan sagte zu sich: »Jammerschade, daß sie nicht allein ist. Sie wäre wieder genau richtig für mich. Du hast Glück Mädchen. Verdammtes Glück. Aber du weißt es nicht.«
Die Girls gingen an ihm vorbei. Die Kleine schaute sich noch einmal nach ihm um. Er nickte ihr zu. Sie nickte ebenfalls. Dann bogen die Mädchen um die nächste Ecke.
»Bei der hätten wir Chancen gehabt!« lachte der Unhold. »Teufel, warum war sie nicht allein?«
Für einen Augenblick stand Drogan unschlüssig da. Sollte er den beiden nachgehen? Irgendwann würden sie sich trennen. Dann hatte er sein Opfer. Was also? Hinter den beiden herlaufen? Vielleicht durch die halbe Stadt? Nein. Das war nicht nach Drogans Geschmack. Er hatte keine Ausdauer. So etwas mußte schnell gehen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wollte er töten. Viele Straßen hinter seinem Opfer herzurennen machte ihm keinen Spaß.
Mit einem Ruck wandte er sich um.
»Nein«, sagte er zu sich. »Nicht diese. Du wirst eine andere finden. Eine, die allein ist, und glücklich ist, deine Bekanntschaft machen zu dürfen.«
Er lachte schallend und setzte seinen Weg fort. Ein kräftiger Bursche lehnte in der nächsten Hauseinfahrt, an der Drogan vorbeikam. Blitzschnell taxierte der Kerl den Vorbeigehenden. War bei dem etwas zu holen? Wenn ja, wieviel? Drogan starrte ihn feindselig an.

Er soll's nur versuchen! dachte er gereizt. Er soll es nur wagen, über mich herzufallen. Ich würde ihn zerlegen.

Der andere schien das instinktiv zu spüren. Die Muskel, die er zuvor angespannt hatte, wurden jetzt wieder locker. Ein höhnisches Grinsen huschte über das kantige Gesicht des Verbrechers. Ein anderer, etwas älterer Mann würde ihm gewiß weniger Schwierigkeiten machen als dieser da.

Drogan knurrte innerlich verächtlich: »Feigling!«

Er wechselte die Straßenseite.

Zwei Blocks weiter nahmen seine Augen einen hungrigen Glanz an. Dort vorn ging ein Mädchen. Allein. Sie war schlank und gut angezogen. Die Straße war schmal und nicht besonders hell. Ideale Bedingungen. Drogan lachte verhalten. Er hatte es ja gewußt. New York ging geradezu über von jungen hübschen Mädchen…

***

Obwohl Zamorras Amulett Nicole sehr viel psychische Kraft verlieh, war sie doch entsetzlich nervös. Jetzt, wo sie diese düsteren Straßen entlangging, hatte sie beinahe den Eindruck, sich etwas zuviel zugemutet zu haben. Zamorra und Bill hätten Verständnis dafür gehabt, wenn sie die Sache auf der Stelle abgeblasen hätte. Kein Wort des Vorwurfs wäre von dieser Seite zu erwarten gewesen. Aber Nicole Duvals Stolz ließ es nicht zu, daß sie vor ihrer Unruhe und der quälenden Angst kapitulierte. Sie preßte trotzig die Lippen zusammen und hämmerte sich pausenlos ein: Du mußt durchhalten. Du mußt es durchstehen. Wenn du jetzt umkippst, ist die einzige Chance vertan, jener grausamen Bestie das Handwerk zu legen.

Während sie mit festem Schritt den Bürgersteig entlangging, versuchte sie sich einzureden, daß ihr im Grunde genommen ja wirklich nichts passieren konnte.

Zamorra fuhr hinter ihr her.

Bill Fleming war auch ganz in der Nähe. Wenn der Unhold sich auf sie stürzen würde, wären Bill und Zamorra in wenigen Sekunden zur Stelle.

Was sollte dabei schiefgehen?

Außerdem trug sie auch noch den silbernen Talisman des Professors. Besser konnte sie gar nicht beschützt werden.

Nein, es konnte nichts schiefgehen. Sie war bestens gewappnet.

Es war das lange Warten, das ihr den Nerv tötete. Und dabei war noch nicht einmal raus, ob der Killer heute abend auch tatsächlich wieder in Jackson Heights sein Unwesen treiben würde. Er war ja auch gestern nacht nicht hier gewesen.

Vielleicht passierte wieder nichts.

Dann war die ganze Furcht umsonst ausgestanden.

***

Drogan ging schneller. Er keuchte. Der Atem flog in quellenden Wolken aus seinem Mund. Seine glänzenden Augen waren starr auf das Mädchen geheftet. Je näher er seinem Opfer kam, desto wilder schlug sein Herz. Zur Hölle mit den schönen Reden, die er mit Nadia Vega und Cora Perez geführt hatte. Diesmal wollte er sich nicht lange damit aufhalten. Und sie sollte auch nicht die Chance haben, ihm wegzulaufen, wie es bei Ethel Ambros geschehen war. Nein, er wollte einfach vor sie hintreten, und ihr junges Leben an sich reißen.

Seine Klauen zuckten in den Manteltaschen.

Der Abstand schrumpfte sehr schnell. Sie hatte es nicht sonderlich eilig.

Hatte sie seine Schritte schon gehört? War sie etwa darauf aus, angesprochen zu werden? Ging sie deshalb nicht schneller? Legte sie es darauf an, eingeholt zu werden?

Egal. Das war alles nicht interessant. Wichtig war nur ihr Leben, das er sich nehmen wollte - und natürlich den Tod, den er ihr im Austausch dafür schenken wollte.

Schenken! Dieses Wort gefiel ihm. Jawohl, er würde dieses Mädchen beschenken. Er lachte in sich hinein. Es war ja die Zeit des Schenkens. Es war ja bald Weihnachten.

Jetzt hatte sie ihn gehört. Sie stutzte und blieb stehen. Die Zeitungen hatten so viel über die drei Mädchenmorde geschrieben, daß es nicht verwunderlich war, wie sie reagierte. Drogan konnte sich nicht mehr länger beherrschen. Er machte den Fehler, die häßlichen Krallen zu früh zu zeigen.

Er hätte damit noch warten müssen. Erst wenn er näher bei ihr gewesen wäre, hätte er die Teufelspranken herausreißen sollen.

Das Mädchen wurde totenblaß. Namenloses Grauen verzerrte ihr hübsches Gesicht. Mit vollen Lungen fing sie gellend zu schreien an. Wütend rannte Drogan auf sein Opfer zu. Seine scharfen Krallen sausten durch die Luft. Sie zerfetzten den Mantel des Mädchens. Sie schrie jetzt abgehackt und furchtbar schrill. Irgendwo wurde ein Fenster aufgestoßen.

»Hilfe!« schrie das Mädchen.

Der Killer versuchte sie niederzureißen. Sie blutete bereits aus tiefen Wunden. Trotzdem war sie nicht lebensgefährlich verletzt. Die Todesangst verlieh ihr unwahrscheinliche Kräfte.

»Polizei!« brüllte ein Mann.

»Hilfe!« kreischte das Mädchen.

Sie wich dem Prankenhieb aus und hetzte über die Straße. Der Killer jagte ihr fluchend nach. Da kam ein Wagen. Drogan erreichte die Straßenmitte. Grelle Scheinwerfer stachen ihm in die Augen. Der Wagen war unglaublich schnell heran. Schon erfolgte der Aufprall.

Drogan wurde hochgerissen. Er knallte auf die Motorhaube des Fahrzeugs, rollte darüber weg, fiel zu Boden, schnellte sofort auf die Beine und rannte wutentbrannt davon.

***

Sergeant Bunckers schnappte vor Aufregung beinahe über. Er stürmte in Captain Vickers Büro. »Ted!« platzte er heraus. Er bekam kaum noch Luft. »Ted!«

Vicker sprang auf. Er hatte den dicken Sergeant noch nie so erregt gesehen. Es gab fast nichts, was Bunckers aus der Fassung bringen konnte, deshalb mußte etwas Arges passiert sein.

»Was ist geschehen, Morton«, stieß Vicker beunruhigt hervor.

»Der Killer!« stammelte Bunckers. Er wischte sich mit einer fahrigen Bewegung den Schweiß von der Stirn. »Überfall auf ein Mädchen! Eben kam die Meldung herein! Diesmal scheint es sich um den echten Killer zu handeln!«

»Was ist mit dem Mädchen?« fragte Vicker erschrocken.

»Sie hatte 'nen riesigen Schutzengel bei sich.«

»Sie hat die Begegnung mit diesem Teufel überlebt?« fragte Ted Vicker ungläubig.

»Weiß der Himmel, wie's dazu gekommen ist.« Bunckers sagte dem Captain, was er soeben erfahren hatte.

»Schlag Alarm, Morton!« sagte Vicker aufgeregt.

»Schon geschehen«, nickte Bunckers.

»Schnell einen Wagen. Wir fahren ebenfalls hin!« entschied der Captain. Sie rannten beide aus dem Büro.

***

Drogan war so wütend über den Mißerfolg, daß er Feuer spuckte. Flammen loderten in seinen Augen. »Beschämend!« knurrte er. »Es ist beschämend, was mir da passiert ist!« Er hastete durch die dunkle Straße, spuckte wieder einen Feuerbatzen in die Gosse. »Hölle! Hölle! Hölle! Sie war mir so sicher! Wie konnte ich sie entkommen lassen? Geflohen bin ich! Ohne die begonnene Tat zu Ende zu führen. Geflohen wie ein elender Feigling! O Satan, wie schäme ich mich vor dir! Ich bin nicht würdig, dein Sohn zu sein! Diese unrühmliche Tat befleckt deine schwarze Weste.«

Ein Streifenwagen!

Drogan verbarg sich in einem Durchlaß. Die Dunkelheit legte sich wie ein riesiger Umhang über ihn und machte ihn unsichtbar. Die Sirene des Patrolcars jammerte nervtötend an Drogan vorbei. Ganz kurz zuckte ihm das Rotlicht in die Augen.

Er stieß ein böses Lachen aus. »Ihr fahrt in die falsche Richtung, Freunde! Hier bin ich! Hier!«

Sobald der Streifenwagen vorüber war, trat Drogan wieder aus der

Dunkelheit. Jetzt war die Polizei mächtig aufgescheucht. Sie witterte ihre einmalige Chance, den Mädchenkiller zu stellen. Aber Drogan lachte über sie. Nie und nimmer würde es ihnen gelingen, ihn zu fassen. Dafür hatten sie einfach nicht die nötigen Größen.

Drogan hastete weiter.

Die ungestillte Mordlust folterte ihn. Zum ersten Mal war es einem Mädchen gelungen, ihm zu entkommen. So etwas durfte sich auf gar keinen Fall mehr wiederholen. Er mußte härter, schneller und tödlicher als bisher zuschlagen. Schon der erste Hieb mußte verheerende Folgen haben. Namenlose Wut leuchtete in Drogans Augen.

Noch mal. Gleich noch mal. Ein anderes Mädchen suchen und erneut zuschlagen. Diesmal aber richtig! So hämmerte es in Drogans Schädel.

Ein zweiter Streifenwagen zwang ihn, die eingeschlagene Richtung zu ändern.

Er gelangte in einen Park. Na schön. Dann wollte er sich für eine Weile hier in den Büschen verkriechen und abwarten, bis sich die im Augenblick verdammt hochschlagenden Wogen etwas geglättet hatten. Ungestüm drängte der Unhold seinen Körper in die Büsche. Da kauerte er nun für die nächsten fünfzehn Minuten.

Plötzlich drang das Geklapper von Mädchenschuhen an sein Ohr. Sofort richtete er sich auf. Da kam die Gelegenheit, auf die er gewartet hatte. Nun würde er den begangenen Fehler mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Grausamkeit ausmerzen.

***

Bill Fleming hatte den Polizeifunk abgehört. Als er die Meldung vernahm, die den gesamten Polizeiapparat in Aufruhr versetzte, riß er das Walkie-Talkie aufgeregt hoch. Etwas schnürte seine Kehle zu. »Zamorra!« rief er krächzend. »Zamorra, kommen!«

»Ja, Bill«, meldete sich der Parapsychologe sofort. »Sag bloß, du hast ihn entdeckt!«

»Das nicht, aber er ist ganz in der Nähe.«

»Woher weißt du…?«

»Bei mir läuft der Polizeifunk. Er hat ein Mädchen überfallen. Sie ist verletzt, konnte ihm aber entkommen. Er rannte ihr nach und wurde dabei von einem Wagen angefahren…«

»Hat's ihn erwischt?«

»Die Hoffnung kannst du gleich wieder begraben. Kaum war er wieder auf den Beinen, ist er getürmt. Jetzt suchen sie ihn mit allem, was sie aufbieten können.«

»Vielleicht treiben sie ihn uns damit direkt in die Arme«, sagte Zamorra hastig.

»Könnte passieren.«

»Mensch, Bill. Jetzt heißt es, höllisch aufpassen!«
»Ist klar. Ich kann nur hoffen, daß meine Nerven das aushalten.«
Aus dem Walkie-Talkie kam Zamorras Lachen. »Junge, du wirst doch keine schlechteren Nerven haben als Nicole.«

***

»Herb Chidder ist mein Name«, sagte der Mann, der Drogan angefahren hatte. Er war klein, hatte eine Glatze und schwitzte, obwohl es bitterkalt war. Der Schock hatte ihn zum Kettenraucher werden lassen. Er zündete sich ein Stäbchen am anderen an. Die Hand, die die Zigarette in unregelmäßigen Abständen an die Lippen führte, zitterte heftig. Chidder war kreidebleich. Er lehnte an seinem Buick und schaute Captain Vicker mit riesigen Augen an.
Sergeant Bunckers saß im Rettungswagen. Er fuhr mit dem Überfallenen Mädchen ins Krankenhaus, und hoffte, so schnell wie möglich ihre Aussage zu bekommen. Im Moment war daran nicht zu denken. Sie wußte zur Zeit nicht einmal, wie sie hieß.
»Erzählen Sie mir, was vorgefallen ist, Mr. Chidder«, bat Ted Vicker.
Der Augenzeuge schaute auf seine Schuhspitzen. »Na ja. Ich kam hier die Straße entlang und dachte an gar nichts. Plötzlich wischten zwei Schatten zwischen den parkenden Autos hervor. Es ging alles furchtbar schnell. Das Mädchen rannte vor jemandem davon. Ihr Verfolger stand plötzlich mitten auf der Fahrbahn. Ich versuchte zu bremsen… Ich schwöre Ihnen, ich bin nicht schnell gefahren, Captain…«
Vicker knirschte: »Diesmal wäre es wahrscheinlich besser gewesen, wenn Sie mehr Tempo draufgehabt hätten. Dann hätte es der Kerl nämlich nicht mehr geschafft, zu türmen…«
»Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich erschrocken bin«, stöhnte Chidder. Er kratzte sich an der Wange und rauchte wieder hastig. »Ich erwischte ihn mit der Stoßstange. Es hob ihn aus. Er fiel auf die Motorhaube, rollte ab… und weg war er. Als ich ausstieg, konnte ich ihn schon nicht mehr sehen.«
»Was haben Sie dann gemacht?« fragte Vicker.
»Ich habe mich um das Mädchen gekümmert. Sie war dort drüben hingefallen und weinte schrecklich. Ich lief zu ihr. Sie blutete. Ich konnte in meiner Aufregung nicht feststellen, wie schwer sie verletzt war. Während ich noch überlegte, wie ich ihr helfen konnte, traf schon der erste Streifenwagen ein.«
»Beschreiben Sie den Mann, den Sie angefahren haben.«
»Er hatte schwarze Hände. Verdammt, ich habe solche Hände noch nie gesehen. Sie waren von einem schwarzen Fell bewachsen, können Sie sich das vorstellen? Von einem Fell! Und an den Fingern hatte er riesige scharfe Krallen. Das waren tödliche Waffen, sage ich Ihnen!«

»Und weiter?«
»Weiter?« fragte Herb Chidder verlegen.
»Der ganze Mann hat doch nicht nur aus diesen scheußlichen Händen bestanden, oder?« sagte Ted Vicker ungeduldig.
»Für mich schon, Captain. Für mich schon. Ich starrte die ganze Zeit nur auf seine Pratzen.«
»Was hatte er für ein Gesicht?«
»Ich habe kein Gesicht gesehen, Captain.«
»Können Sie sich an die Haarfarbe des Mannes erinnern?«
»Tut mir leid, Captain.«
»War er groß? Klein? Schlank? Füllig?«
»Mein Gott, Captain, ich würde Ihnen wahnsinnig gern helfen, aber es ist mir leider nicht möglich. Es ist zu meinem größten Bedauern so, wie Sie's vorhin ausdrückten: Für mich bestand dieser Teufel bloß aus diesen abstoßenden, fürchterlichen Händen.«

***

Nicole Duvals Unbehagen wuchs. Es war ein Warnsignal, das Zamorras Amulett in ihr Bewußtsein sandte. Aber sie wußte dieses Signal nicht richtig zu deuten. Sie erkannte nur eines: Je näher sie diesem finsteren Park kam, desto unbehaglicher fühlte sie sich. Nervös warf sie einen Blick zurück. Der Volvo, in dem Zamorra saß, war etwa zweihundert Meter hinter ihr. Sie konnte sicher sein, daß der Professor sie keinen Moment aus den Augen ließ. Die dicke Kleidung hielt die herrschende Kälte nicht wirkungsvoll genug ab. Nicole fröstelte, und plötzlich spürte sie dicke Hagelschloßen über ihren Rücken hinunterlaufen. Das war jetzt eindeutig Angst. Irritiert blieb Zamorras Sekretärin stehen. Was rief diese intensive Angst auf einmal in ihr hervor. War es dieser nächtliche Park mit seinen bizarr geformten Buschgruppen?
Es knisterte und knackte in den Büschen.
Nicole Duval hielt unwillkürlich den Atem an. Ihr Blick versuchte die im Park herrschende Dunkelheit zu durchdringen. Nun konnte sie die drohende Gefahr körperlich spüren.
Plötzlich brach einer der Büsche knirschend auf, und ein blitzschnell hochwachsender Körper schoß auf Nicole zu. Zwei grauenerregende Klauen rasten dem Mädchen entgegen. Nicole machte einen erschrockenen Schritt zurück. Es ging ihr nicht anders als Herb Chidder. Sie sah nur die schrecklichen Hände des Unholds.
Seine gefährlichen Krallen wollten ihr die Brust aufreißen. Sie trafen Zamorras silbernen Talisman. Das Monster schrie fürchterlich auf, die Klauen zuckten zurück. Drogan warf sich heulend und wutschnaubend herum und flüchtete mit wilden Sprüngen in die schützende Dunkelheit des Parks hinein…

***

»Er ist da!« schrie Professor Zamorra in sein Walkie-Talkie. Dann schnellte er aus dem Volvo. Bill Fleming drückte sofort aufs Gas. Sein Wagen schoß von der entgegengesetzten Seite heran. Nicole stand benommen da. Sie konnte noch nicht fassen, daß der Mädchenkiller ihr nicht die geringste Schramme zugefügt hatte.

Zamorra zog seinen Revolver, den er mit Silberkugeln geladen hatte. Auch Bill Fleming kam mit entsicherter Waffe gerannt. Die Männer kümmerten sich nicht um Nicole, sondern hasteten sogleich in den finsteren Park hinein.

Sie versuchten Drogan in die Zange zu nehmen.

Deutlich waren die Geräusche des durch die Büsche brechenden Körpers zu hören. Zamorra lief, so schnell er konnte. Auch Bill sprintete wie irr.

Sie sahen die schwarze Gestalt des Unholds über einen hell schimmernden Kiesweg fegen. Hart stampften seine Füße darüber hinweg. Zamorra brachte sogleich seine Waffe in Anschlag. Blitzschnell zog er den Stecher durch. Der Revolver bäumte sich brüllend in seiner Faust auf. Auch Bill gab einen Schuß ab. Der Unheimliche schlug einen Haken. Weder Bill noch Zamorra hatten ihn getroffen.

Jetzt schaute sich der Kerl kurz um.

Seine Augen waren zwei zornglühende Feuerbälle in der rabenschwarzen Dunkelheit. Zamorra zielte genau zwischen diese Augen und drückte erneut ab. Aber der Mädchenkiller zuckte um den Bruchteil einer Sekunde früher zur Seite und setzte seine überstürzte Flucht fort.

Zamorra zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen.

Der Unhold verschwand hinter dicken Baumstämmen. Zamorra und Fleming keuchten verbissen durch die Dunkelheit. Die große Anstrengung zerrte ihre Gesichter. Sie holten beide alles aus sich heraus, was in ihnen steckte.

Aber der Killer war nicht mit menschlichen Maßstäben zu messen.

Ihn unterstützte der Sohn des Satans.

Zamorra und Bill hatten keine Chance, den grausamen Unhold einzuholen. Atemlos erreichten die Freunde das Ende des Parks. Fleming wischte sich mit einer unwilligen Handbewegung den Schweiß von der Stirn. Sein zorniger Blick suchte den Killer.

»Welche Richtung?« fragte er Zamorra.

Der Parapsychologe hob wütend die Schultern. »Tut mir leid, Bill. Ich weiß es nicht.«

Die Straße, die vor ihnen lag, war menschenleer. Sie wirkte trügerisch still. Parkende Autos. Leere Bürgersteige. Von Drogan weit und breit keine Spur.

»Vielleicht hat er sich in der Hölle versteckt!« knurrte Fleming. »Da finden wir ihn nie.«

Zamorra stieß den Revolver mit grimmiger Miene in die Schulterhalfter. »Komm, Bill. Wir müssen uns um Nicole kümmern.«

»Sie hat sich tapfer gehalten.«

»Sie ist ein mutiges Mädchen«, sagte Zamorra.

Sie kehrten zu Nicole Duval zurück. Das Mädchen kämpfte gegen das Vibrieren der Nerven an. Sogar ihre Zähne klapperten ein wenig. Erwartungsvoll blickte sie Zamorra entgegen. Dieser schüttelte wortlos den Kopf.

»Er… er ist euch entkommen?« fragte Nicole heiser.

»Drogan war ihm behilflich«, sagte Zamorra knirschend.

Nicole senkte die Augen. Ihre Miene war auf einmal ein einziger großer Selbstvorwurf. »Das hätte mir nicht passieren dürfen.«

Zamorra nahm das bebende Mädchen in seine Arme. »Du hast keine Schuld, Nicole.«

»Doch!« stieß die Assistentin des Parapsychologen wütend hervor. »Doch, ich habe Schuld. Ich hätte es nicht zulassen dürfen, daß er flieht.«

»Wie hättest du's denn verhindern wollen?« fragte Bill Fleming.

»Irgendwie. Aber ich… ich war wie gelähmt, als er mich ansprang. Ich konnte mich kaum rühren. Und mein Verstand hakte vor Schreck richtiggehend aus. Ich konnte kaum begreifen, was mit mir passierte. Es war ein furchtbares Gefühl.«

»Du warst sehr, sehr mutig«, sagte Zamorra.

»Es war zuwenig. Ich hätte ihn nicht fliehen lassen dürfen. Ich hatte dein Amulett. Er konnte mich nicht anfassen. Der silberne Talisman hat ihn daran gehindert. Als er heulend herumschnellte, hätte ich mich auf ihn werfen müssen…«

»Hör doch endlich auf, dich mit diesen Selbstvorwürfen zu geißeln«, sagte Bill Fleming mit erhobener Stimme. »Wir sollten alle froh darüber sein, daß du noch am Leben bist.«

»Darüber bin ich natürlich froh«, erwiderte Nicole. »Aber ich bin verflixt unzufrieden mit dem Resultat, das wir erzielt haben. Es war alles umsonst, was wir heute gemacht haben, Bill. Wir hatten die Chance, den Kerl zu fassen. Zum ersten Mal hatten wir direkten Kontakt mit ihm. Diese Chance ist dahin, und sie kommt nicht mehr wieder, denn ein zweitesmal fällt Drogan auf unseren Trick nicht mehr herein.«

»Dann werden wir uns eben einen anderen Trick einfallen lassen«, erwiderte Fleming. »Wir kriegen ihn. Davon bin ich nach wie vor überzeugt. Was vorhin passiert ist, hat gezeigt, daß er zu überlisten ist. Wer weiß. Vielleicht gibt er sich morgen schon eine neuerliche Blöße. Und dann haben wir ihn.«

Zamorra fragte seine Sekretärin, ob sie das Gesicht des Unholds gesehen habe. Nicole verneinte. Sie konnte sich nur an seine fürchterlichen Klauen erinnern.

Die im Park abgegebenen Schüsse riefen die Polizei auf den Plan. Zwei Patrolcars kamen angerast.

Wenig später sprach Professor Zamorra mit Captain Vicker. Der Polizist hörte sich an, was ihm der Parapsychologe zu erzählen hatte und meinte dann: »Wenn wir Glück haben, bleibt er in unserer Blockade hängen. Wir haben Jackson Heights hermetisch abgeriegelt.«

Wie es Drogan gelang, trotzdem zu entkommen, blieb für alle ein Rätsel. Es war aber sicher, daß er es geschafft hatte, Jackson Heights unbehelligt zu verlassen.

***

Gordon Sands hatte angerufen. Er wollte um zehn Uhr eintreffen. Punkt zehn schellte es. Bill Fleming begab sich in die Diele und ließ den Journalisten eintreten. Fleming machte ihn mit Nicole Duval und Professor Zamorra bekannt. Sands nahm auf dem mitten im Raum stehenden Sofa Platz.

»Einen Drink, Mr. Sands?« erkundigte sich Fleming.

»Da sage ich nicht nein«, erwiderte der Journalist lächelnd. »Aber nur einen kleinen. Ich habe heute noch nichts im Magen.«

»Bourbon?« fragte Bill.

»O ja. Gern.«

Fleming bereitete auch für seine Freunde Drinks. Sands nahm von dem Historiker das Glas entgegen, hob es hoch und sagte: »Auf das, was Sie vorhaben. Es möge Ihnen gelingen.«

Sie tranken. Gordon Sands musterte zuerst Nicole Duval mit einem wohlgefälligen Blick und betrachtete dann Professor Zamorra kurze Zeit. Zu Bill gewandt meinte er: »Das ist also die kleine Privatarmee, die diesen gefährlichen Killer zur Strecke bringen möchte. Ich muß gestehen, Ihr Engagement fasziniert mich. Ich möchte über Sie einen Artikel schreiben, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Bill nickte schnell. »Schreiben Sie ruhig. Ein bißchen Reklame kann uns nicht schaden.«

»Wen soll die Werbung denn ansprechen?« fragte Gordon Sands schmunzelnd.

»Den Killer natürlich. Wenn er weiß, daß wir es uns zum Ziel gesetzt haben, ihm ein Bein zu stellen, wird sich sein nächster Angriff vielleicht gegen uns richten.«

»Das möchten Sie?« fragte Sands erstaunt.

Bill Fleming grinste. »Sind Sie der Meinung, daß wir ihm zu dritt nicht gewachsen sind?«

Der Journalist hob die Schultern. »Ich weiß nur, daß ihn nicht

einmal Ted Vicker mit einer Schar von Polizisten unschädlich machen kann. Erst gestern hat er wieder - wie gemeldet wurde -, die Polizei an der Nase herumgeführt.«

Zamorra wanderte mit seinem Glas durch den Livingroom. »Wir sind nicht die Polizei, Mr. Sands.«

»Na eben«, nickte der Journalist. »Jeder Polizist ist ein ausgebildeter Verbrecherjäger. Sie und Mr. Fleming sind hingegen Wissenschaftler. Glauben Sie wirklich, daß Ihnen ein besseres Rüstzeug zur Verfügung steht als einem geschulten Polizeibeamten?«

»Wir werden ihn erwischen«, sagte Zamorra mit harten Zügen. »Ich bin ganz sicher.«

Sands lachte. »Ehrlich gesagt, ich finde ihren Optimismus zwar ganz nett, aber auch reichlich übertrieben. Damit allein kann man diese Bestie nicht zur Strecke bringen.«

Zamorra leerte sein Glas und stellte es auf die Kommode. »Wir haben der Polizei eine Kleinigkeit voraus.«

»So? Was denn?«

»Wir kennen den Namen des Killers«, behauptete der Parapsychologe.

Sands horchte auf. »Tatsächlich? Das ist interessant. Wie heißt er?«

»Drogan«, sagte Zamorra mit fester Stimme.

»Warum haben Sie Captain Vicker das nicht gesagt? Er könnte ihn ausforschen lassen.«

Zamorra schüttelte ernst den Kopf. »Vicker kann Drogan nicht ausforschen.«

Sands hob eine Braue. »Das verstehe ich nicht.«

»Drogan ist kein Mensch, Mr. Sands.«

Jetzt lachte Gordon Sands. »Ich verstehe. Mr. Fleming hat schon davon gesprochen. Anscheinend halten auch Sie Drogan für ein Monster oder so etwas.«

»Sehr richtig«, sagte Zamorra. »Drogan ist ein Dämon. Er ist der Sohn des Teufel.«

Sands stellte sein Glas weg. »Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich diese Äußerung nicht ernst nehme, Professor Zamorra. Der Killer ist ein Verrückter, nichts weiter. Ich kann das nur immer wieder betonen.« Der Journalist lachte kurz. »Ein Dämon. Ich bitte Sie, Professor. So etwas gibt es doch nur in diesen Schauermärchen, die zur Zeit so modern sind.«

»Als Parapsychologe habe ich von diesen Dingen mehr Ahnung als Sie, Mr. Sands«, sagte Zamorra bestimmt. »Ich befasse mich seit Jahren mit außersinnlichen Wahrnehmungen, mit Telepathie und Dämonologie. Ich weiß um die Künste der Schwarzen und der Weißen Magie Bescheid, und ich bin nicht erst einem Dämon von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden.«

Sands schmunzelte ungläubig. »Okay. Ich will mal versuchen, Ihnen

zu glauben, daß Sie schon mal mit Dämonen zu tun hatten. Diese Biester sollen doch - so heißt es zumindest in den von mir vorhin zitierten Schauergeschichten - verdammt gefährlich sein. Wie konnten Sie eine solchen Begegnung überleben, Professor?«

»Vielleicht hatte ich Glück«, sagte der Parapsychologe mit düsterer Miene.

Sands schüttelte heftig den Kopf. »Tut mir leid, Professor. Mag sein, daß Sie recht haben. Ich für meinen Teil weigere mich jedoch, an die Existenz von Dämonen zu glauben.«

Zamorra hob gleichgültig die Schultern. »Ich kann Sie nicht zwingen, es zu glauben.«

»Der Sohn des Teufels«, sagte Sands. Und noch einmal schüttelte er ungläubig den Kopf. »Im Film mag so etwas recht gut ankommen, aber im wirklichen Leben… Nun ja. Jeder Mensch kann glauben, was er möchte, nicht wahr?« Der Journalist blickte auf seine schlanken Hände. »Drogan ist also sein Name. Woher wissen Sie das?«

»Ich konnte mich auf telepathischem Wege an ihn herantasten«, erwiderte Zamorra.

Sands breitete die Arme aus. »Tja, da kennen Sie also nun seinen Namen, aber im Grunde genommen können Sie damit so gut wie gar nichts anfangen.«

»Vielleicht doch.«

Sands lachte. »Ich nehme an, er läuft nicht wie der Sohn des Teufels in unserer Stadt herum.«

»Das ist richtig. Er befindet sich im Körper eines Menschen.«

»Das bedeutet doch… Bitte korrigieren Sie mich, wenn ich etwas Falsches sage… Das bedeutet doch, daß Sie keine Ahnung haben, wie er aussieht und welchen - sagen wir - *weltlichen* Namen er trägt.«

Zamorra wanderte nicht mehr weiter durch den Raum. Er blieb hinter dem Sofa stehen und sagte: »Ich muß Sie tatsächlich korrigieren, Mr. Sands. Ich weiß sehr wohl, wie er aussieht und welchen weltlichen Namen er trägt. Er hatte die bodenlose Frechheit, hierherzukommen, Mr. Sands. Er befindet sich in diesem Raum, Mr. Sands. *Sie* sind Drogan, *Mister Gordon Sands!*«

***

Ohne daß Drogan es sehen konnte, hatte Zamorra die Silberkette, an der sein Talisman hing, abgenommen. Von Anfang an hatte der Parapsychologe die dämonische Ausstrahlung gespürt, die von dem Journalisten ausging. Jetzt wollte er beweisen, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Sein Amulett sollte den Sohn des Teufels, der sich in Sands Körper befand, entlarven.

Blitzschnell, bevor Sands noch reagieren konnte, warf Zamorra dem Journalisten die Silberkette um den Hals. Jetzt hing der Talisman des

Parapsychologen vor Gordon Sands Brust. Der Mann stieß einen markerschütternden Schrei aus. Zamorras Amulett brannte ihm ein tiefes Loch in die Brust. Er heulte schaurig auf, schnellte hoch und vollführte einen ekstatischen Tanz. Seine Hände wurden zu grauenerregenden Klauen. Nun brach Drogan auch aus Sands Gesicht heraus. Nicole Duval blieb bei diesem scheußlichen Anblick der Atem weg. Bill Fleming wich erschrocken vor dem zotteligen Ungeheuer zurück. Sands Fratze hatte glühende Augen, aus dem Schädel ragten kräftige Hörner. Die harten Lippen klafften weit auf und entblößten ein gefährliches Raubtiergebiß.

Drogan wollte sich das Amulett vom Hals reißen, aber es war ihm nicht möglich, die Silberkette anzufassen.

Die Bestie stampfte brüllend durch den Raum. Ein furchtbarer Schwefelgestank legte sich auf die Lungen der Anwesenden. Drogan litt wahnsinnige Qualen. Er wand sich unter unsagbar schmerzhaften Krämpfen, stieß fürchterliche Schreie aus und wirbelte zuckend, als hätte er die Orientierung verloren, durch den Livingroom. Es war ein grauenvolles Schauspiel, das der Sohn des Teufels den Anwesenden bot. Das Loch in Drogans Brust wurde immer größer. Rauch und Flammen schlugen daraus hervor. Der Dämon konnte diese irrsinnigen Schmerzen nicht mehr ertragen. Mit einem ohrenbetäubenden Schrei hetzte er durch das Zimmer. Ein Sprung. Wie katapultiert flog der Unhold auf das geschlossene Fenster zu. Sein Körper durchbrach das Glas mit ungestümer Kraft, und dann sauste das Monster, von einem schaurigen Gebrüll begleitet, in die Tiefe. Da kam der Aufprall. Stille. Aber nur für wenige Schrecksekunden. Dann fingen unten auf der Straße die Leute entsetzt an zu kreischen.

Zamorra jagte wie von Furien gehetzt aus Bills Wohnung.

Er boxte sich unten durch die Menschenmenge, die Drogan umringte.

Da lag er.

Er war wieder zu Gordon Sands geworden. Zamorra kniete neben dem Toten nieder und nahm ihm das Amulett ab.

Sands Gesicht wirkte entspannt. Zamorra hatte den Eindruck, ein seliger Zug würde um den Mund des Journalisten liegen. Es sah so aus, als wäre Gordon Sands froh, von all dem Übel, das ihn in seinen Klauen gehabt hatte, erlöst zu sein.

Während Zamorra bei dem Toten blieb, rief Bill Fleming Captain Vicker an. »Ich hatte recht«, sagte der Historiker mit belegter Stimme. »Ich hatte recht, als ich behauptete, nur Zamorra könne den Mädchenkiller zur Strecke bringen…«

ENDE